

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Elemente der Philosophie zum Gebrauch in Mittelschulen**

**Hermann, Ernst**

**[S.l.], 1904**

Viertes Buch. Zur Lehre vom Schönen. (Fortsetzung.)

[urn:nbn:de:bsz:31-304614](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-304614)

# Viertes Buch.

## Zur Lehre vom Schönen.

(Fortsetzung.)

### § 26.

#### Musik und Tanz.

Licht und Farbe, durch die sich die Werke der bildenden Künste dem Auge zu erkennen geben, haften an der Außenseite der Körper. Der Schall, durch den die Musik auf den Gehörsinn wirkt, wird durch die Erschütterung des inneren Gefüges der Körperwelt hervorgebracht. (Vergl. § 7 E und § 22 C.) Ist in der Zeitdauer der Schälle und der Pausen zwischen ihnen Regelmäßigkeit, so üben die Schallwellen, die in gleicher Ordnung zum Gehör dringen, eine angenehme Wirkung. Sie entsprechen der regelmäßigen Bewegung des Herzens, der Eingeweide. An sich indifferente Geräusche wie das Stampfen der Füße, der Trommelschlag, können durch den scharf hervortretenden Takt zu einer Lustempfindung werden; die gleichmäßige Bewegung erzeugt in dem Lebendigen, das sie vernimmt, eine gleiche. Selbst auf höhere Tiere, z. B. Pferde, übt der Takt seine Wirkung. Damit sie recht kräftig hervortrete, muß zu der Regelmäßigkeit in der Dauer der Töne auch noch eine feste Folge von stärkeren und schwächeren Schällen hinzukommen. Der Takt hat nicht nur in der Rhythmik, sondern auch in der Dynamik seine Bedeutung.

Die Höhe des Tones kommt beim Takt nicht in Betracht; sie ist beim Trommelschlag immer die gleiche. Die Melodie dagegen beruht auf einer dem Ohr recht gefälligen Folge von hohen und tiefen Tönen. Das Wesen der Melodie ist ein wiederholtes Abweichen vom Grundton und die endliche Rückkehr zu ihm. Der Gesang einiger Vögel, der einstimmige Choral üben ihre Wirkung zumeist durch die Melodie. Höhe und Tiefe des Tones hängen (§ 7 E) von der größeren oder geringeren Anzahl der Schwingungen in einer Zeiteinheit ab.

Ein dritter Bestandteil der Musik neben Takt und Melodie ist die Harmonie. Sie entsteht dadurch, daß mehrere zusammengehörige Töne gleichzeitig zum Ohr dringen. Die Zusammengehörigkeit hängt mit dem Verhältnis der Schwingungszahlen zusammen. Hat z. B. der zweite Ton, der gleichzeitig mit dem ersten erklingt, die doppelte Schwingungszahl desselben, so fallen beide für das Gehör in einen zusammen, sie verschärfen und verstärken sich gegenseitig. Für die zwischen den Oktaven liegenden Abstufungen gilt das Gesetz, daß sie um so mehr harmonieren und damit eine angenehme Empfindung hervorbringen, je öfter die Schwingungszahlen zusammentreffen. Die Töne der Aeolsharfe, deren Saiten alle gleichgestimmt sind, harmonieren sämtlich untereinander;

da aber der Wind die Saiten in Bewegung setzt, so fehlen Takt und Melodie. Erst wenn Takt, Melodie und Harmonie zusammenwirken, erreicht die Musik ihren Höhepunkt. \*)

Die an sich schon unübersehbare Mannigfaltigkeit der Tonwelt wird noch vermehrt durch die Klangfarbe der verschiedenen musikalischen Instrumente. Keine Kunst verfügt über so reiche Ausdrucksmittel wie die Musik. Keine ist daher auch besser geeignet, der bunten Fülle menschlicher Empfindungen Ausdruck zu geben. Schon an sich drücken Töne die Bewegung des Innern, das gehemmte oder geförderte Lebensgefühl, nachdrücklicher und ergreifender aus als Gebärden und Blicke. Die Musik hat diese natürliche Eigenschaft der Töne ergriffen, den menschlichen Empfindungen eine Sprache zu geben, die, ohne sich an das Denkvermögen zu wenden, vielseitig und verständlich Lust und Leid des Lebens wiedergibt.

Kurze Sätze ohne weite Abirrungen vom Grundton entsprechen dem schnellen Übergang von der Begierde zum Genuß, der niedern Lebensfreude. In den langsamen Gängen, die erst nach schmerzlichen Dissonanzen den Rückweg finden, kommt die Sehnsucht nach einem fernen Ziel, die Sorge, die der Gegenwart nicht froh werden kann, zum Ausdruck. Die himmelhoch jauchzende und zu Tode betübte liebende Seele findet den Naturlaut der Leidenschaft in der Tonwelt verklärt. Orgelton und Glockenklang reden zu dem empfindlichen Gemüt oft nachdrücklicher als eine Predigt. (Vergleiche Schäfers Sonntagslied von Uhland und Faust I. Teil, Scene im Dom: Mir ist, als ob die Orgel mir den Atem versetzte). Indessen ist die Wirkung der Instrumentalmusik je nach der Gemütsstimmung und Lebenserfahrung der Hörer eine höchst verschiedene; erst wenn die menschliche Stimme und damit die Sprache dazu kommt, erhält sie eine bestimmte Richtung. Was sie ohne diese vermag, zeigen am glänzendsten die Symphonien Beethovens, der die Mittel und Formen dieser Kunst am weitesten ausgedehnt hat. Aber in der neunten Symphonie rief auch er die Menschenstimme wieder zu Hilfe, überzeugt, daß sie allein der lebensprühenden und berausenden, aber immer doch unbegriffenen Instrumentalmusik bewußten Geist verleihen könne. Im Gesang gibt das Wort, der Text, das Besondere, das Bestimmte, den einzelnen Fall. Das wird nun durch die Melodie jedem ans Herz gelegt, es wird in die Sprache des Gefühls übertragen und im Liede stellen sich Ton und Wort als eine organische Einheit dar. Goethe verlangt, daß man seine Lieder nicht lese, sondern singe, um sie sich zu eignen zu machen. Sein Komponist Zelter aber erzählt, wie er zu den Melodien gekommen. „Zuvor suche ich in den Wortverstand einzudringen und mir die Situation des Gedichts lebendig zu machen. Ich lese es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß und so, indem ich es mir immer einmal wieder recitiere, kommt die Melodie von selber.“ (Eckermann, Gespräche mit Göthe. 4. September 1823.)

Die reine Instrumentalmusik für die nicht in das begriffliche Denken aufgenommene Gefühlswelt und der lyrische Gesang als Ausdruck der begriffenen Empfindung in Tönen sind die naturgemäßen Grundformen der Musik. Die Versuche, der Instrumentalmusik begriffliche Bestimmtheit zu geben, führen zur sogenannten Programmmusik, bei welcher die beigedruckten Programme ebenso wirken, wie die Spruchzettel, die den

\*) Vergleiche das Elensische Fest, Strophe 22: Aber aus den goldnen Saiten Lockt Apoll die Harmonie, Und das holde Maß der Zeiten Und die Macht der Melodie.

Figuren auf mittelalterlichen Gemälden aus dem Munde hängen. Meint man dem lyrischen Gesang durch Läufer, Kadenzen, Koloraturen und dergleichen einen höheren musikalischen Wert geben zu können, so urteilt das gesunde Gefühl darüber wie Mephistopheles vom Gesang der Sirenen:

Das sind die saubern Neuigkeiten,  
Wo aus der Kehle, von den Saiten  
Ein Ton sich um den andern flicht.  
Das Trällern ist bei mir verloren;  
Es krabbelt mir zwar um die Ohren,  
Allein zum Herzen dringt es nicht. (Faust II. Klassische Walpurgisnacht.)

Mit der Musik hängt der Tanz zusammen. Ist er doch nichts anderes als die Uebertragung des Taktes, des Rhythmus u. s. w. auf die beweglichen Teile des menschlichen Körpers. Unsere heutigen Unterhaltungstänze haben allerdings mit der Ästhetik wenig zu tun, da sie weit mehr dem geselligen Vergnügen als dem Dienst des Schönen gelten. Auch die Sprünge unserer Ballettänzerinnen dürfen nicht gerade unter die schönen Künste gerechnet werden. Vielmehr haben wir an die „schön geschlungenen seelenvollen Tänze um der Götter prangenden Altar“ zu denken, von denen Schiller spricht, oder an den Reigen der phäakischen Jungfrauen, zu dem die blühende Fürstin Nausikaa den Gesang anstimmt, „so wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses“. In der Tat hatten die Griechen die Kunst des Tanzes (Orchestik) in einer Weise ausgebildet, die der Höhe ihrer Schauspielkunst und Plastik entsprach. Sie tanzten nicht, wie es bei uns vielfach geschieht, bloß mit den Füßen, sondern mit dem ganzen Körper; auch das Spiel der Arme und Hände, sogar der Gesichtsausdruck richtete sich nach der Stimmung der Musik. Vor allem, sie tanzten weniger zum eigenen Vergnügen als zur Freude für die Zuschauer. Und so konnte bei ihnen, wie bei den Juden und anderen asiatischen Völkern, der Tanz unter die religiösen Ceremonien aufgenommen werden. In Sparta kam die Freude an gymnastischer Gewandtheit in den von frischer Lebenskraft erfüllten Tanzweisen der Gymnopädien auf ihren Höhepunkt; in Athen gingen die schwesterlichen Künste der Musik, Poesie und des Tanzes in den Chorgesängen der Tragödie einen seelenvollen Bund ein, von dessen Schönheit uns die allein erhaltenen Texte allerdings nur eine schwache Vorstellung geben. Schillers Versuch, den antiken Chor auf die deutsche Bühne zu bringen, hat den gewünschten Erfolg nicht gehabt, so prächtig auch Rhythmus und Sprache in den Chorliedern der Braut von Messina erklingen.

## § 27. Poesie und Mimik.

Töne mannigfacher Art, durch Text, Melodie und Harmonie verbunden, sind das Material, durch welches die Musik auf den Sinn für das Schöne wirkt. Das einzige Material der Poesie ist die menschliche Sprache; durch sie den Schönheitssinn zu erfreuen, ist die Kunst des Dichters.

Der Mensch liebt eine gewisse Stetigkeit in den Tönen der Musik wie in der Rede; sie entspricht dort wie hier der Regelmäßigkeit des Herzschlages, den gleichartigen Funktionen des inneren Lebensherdes, des Ein- und Ausatmens. Es tut dem Ohr wohl, wenn zu dem flüchtigen transitorischen Element der Rede etwas Dauerndes hinzukommt

Mag das durch den Parallelismus der Glieder geschehen, wie in der hebräischen Poesie, oder durch eine regelmäßige Folge von langen und kurzen Silben, oder durch gleichzeitig wiederkehrende starke Accente, jedenfalls entspricht die gebundene Rede der energischen rhythmischen Körperbewegung. Neben dem Rhythmus wird jetzt vorzugsweise der Reim zur Hebung der Sprache in der Poesie verwandt. Er schmeichelt dem Ohr, wie man schon daraus sieht, daß sich Kinder stundenlang am Hersagen völlig sinnloser Reime ergötzen können. Aber der ungesuchte und reine Reim erweckt auch bei den Gebildeten nicht nur ein sinnliches Wohlgefallen, sondern die unwillkürliche Vorstellung, als ob das so gut Zusammenklingende im Wesen der Sprache selbst seine Beglaubigung, seinen inneren Zusammenhang habe. So bekommt der glückliche Reim eine Art Beweiskraft für den Gedanken.

Rhythmus und Reim, in früheren Zeiten auch Resonanz (Gleichklang betonter Vokale), und Alliteration (Gleichklang der Anfangslaute der Stammsilben), sind Kunstformen für die Poesie. Was für den Vortrag durch Gesang oder durch Rezitation (Deklamation) bestimmt ist, verlangt rhythmische Behandlung. Erst seitdem an die Stelle des Epos der zum Lesen bestimmte Roman getreten ist, gibt es Dichtungen in ungebundener Rede. Aber auch diese erfordern einen wohlklingenden Satzbau mit einem gewissen rhythmischen, wenn auch unregelmäßigen Tonfall.

Nach ihrem Inhalt umfaßt die Poesie das ganze Menschenleben. „Ich empfang in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertzähliger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun als solche Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen“. „Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten.“ \*)

In dem verworrenen Durcheinander des Lebens nimmt der Dichter gelegentlich Vorgänge wahr, die ihm bedeutsam erscheinen. Er bewahrt sie, befreit sie vom Zufälligen, Gleichgültigen, erweitert das Momentane dadurch, daß er's von seinen Ursachen ableitet und die Folgen hinzudenkt, macht so aus den Einzelheiten ein Ganzes und sucht dieses mit den Mitteln, die ihm die Sprache bietet, so lebendig darzustellen, daß die Hörer seine Empfindung teilen, seine Eindrücke miterleben.

Ob er dabei die Empfindung, das Erlebnis, als die seinen ausspricht oder sie durch andere aussprechen läßt — subjektive oder objektive Darstellungsweise — ist für die Wirkung und den Wert der Dichtung gleichgültig. Der Unterschied zwischen lyrischer und epischer Dichtung beruht auch nicht darauf, daß die eine Empfindungen, die andere Erzählungen gibt. Ob Goethe die Sehnsucht nach dem verschwundenen Liebesglück in persönlichen Klagen ausströmt (An den Mond), oder einem Schäfer als Klagegedicht in den Mund legt, oder an den letzten Trunk des Königs von Thule anschließt, die klangvollen innigen Verse, die ihre Melodie in sich tragen, wirken in einem Gedicht wie im andern. Sie geben sich als lyrische Dichtungen dadurch zu erkennen, daß sie zum Vortrag im Gesang bestimmt sind. Kann die Sprache auch nicht die Unmittelbarkeit

\*) Eckermann, Gespräche mit Goethe. 11. Juni 25.

und Innigkeit erreichen, die in der Musik zum Gefühl sprechen, tritt daher auch beim Gesang der Lieder der Dichter nicht selten hinter den Tonsetzer zurück, so weiß die Poesie uns dafür in klarer Bestimmtheit anzugeben, warum wir vor Freude aufjauchzen oder in Kummer ersterben. Daß es die Sehnsucht nach dem schönen Süden, nach der Natur und Kunst Italiens ist, die Mignons Herz ganz erfüllt, kann uns nur der Dichter sagen, die Melodie aber, der Gesang, läßt uns die Glut dieser Sehnsucht doppelt mitempfinden.

So ist denn überhaupt für die Kunst, die ihr Darstellungsmittel in der Sprache hat, die Art des Vortrags das wichtigste Merkmal und der Einteilungsgrund. Nach diesem hat Aristoteles als die drei Hauptgattungen die lyrische, epische und dramatische Poesie unterschieden. Wie die lyrische für den Gesang, so ist die epische für den gehobenen Vortrag, die feierliche Rezitation, bestimmt. Im übrigen ist das Epos ebenso wenig eine bloß erzählende Dichtung als das Lied der bloße Ausdruck der Empfindung. Der epische Dichter kann sich gelegentlich ebenso lebhaft an das Gefühl wenden als der lyrische. Aber ein größeres Ganzes muß das Epos sein und die Gefühlsergüsse dürfen „das klare ruhige Widerspiegeln einer mannigfaltigen schönen Welt“ nicht überfluten. Das charakteristische Merkmal der epischen Dichtung jedoch ist der rhapsodische Vortrag. Die Kunst des Rhapsoden aber, die bei den Griechen die Freude des Fürstenmahls und in den Zeiten der Republik ein Hauptstück der nationalen Festlichkeiten war, die auch unsere Vorfahren so wert hielten, ist leider über der allgemeinen Verbreitung des Lesens aus dem öffentlichen Leben nahezu verschwunden. Das Romanlesen kann schon deshalb keinen Ersatz dafür bieten, weil es vereinsamt, während der epische Vortrag zu den geselligsten Künsten gehörte. Wilhelm Jordan hat den dankenswerten Versuch gemacht, den Deutschen in den Zeiten eines großen nationalen Aufschwungs ein aus dem Volksmythus hervorgegangenes großes Heldengedicht (Die Nibelunge) zu geben und wo er Hörer fand, vorzutragen. Aber man kann nicht sagen, daß er den Kern des Volkes dauernd zu gewinnen gewußt habe. Es ist ihm so wenig gelungen, die epische Kunst neu zu beleben, als es Schiller vermochte, den griechischen Chor auf der deutschen Bühne einzuführen. Immerhin hat der tiefe, der modernen Gefühlswelt nahestehende Inhalt, der oft überraschend schön klingende alliterierende Vers und der kräftige, herrlich durchgebildete Vortrag den „Nibelungen“ einen weiten Kreis von Verehrern erworben.

So leben denn die klassischen Epen, Homer, Nibelungen u. s. w. jetzt eigentlich nur noch in den Schulen fort, während die lyrische Dichtung im Lied noch allenthalben gepflegt wird und in jedem Jahr neue Blüten treibt. Auch die dritte Hauptgattung der Poesie, die dramatische, hat an Bedeutung für das öffentliche Leben im letzten Jahrhundert mehr gewonnen als verloren.

Das Drama ist wie das Epos die künstlerische Wiedergabe menschlichen Lebens in einer bedeutenden, in sich abgeschlossenen Handlung von größerem Umfang. Es verlangt zu seiner vollen Wirkung die Aufführung auf der Bühne; beim bloßen Lesen übt es eine geringere Wirkung als der Roman. Was wir als Augenzeugen miterleben, nimmt unsere Teilnahme in weit höherem Grad in Anspruch als was durch schriftlichen oder mündlichen Bericht zu unserer Kenntnis kommt. Wenn die handelnden Personen unsere Sympathie erwecken, wenn sie uns dann zu ihren Vertrauten machen, indem sie

uns die tiefsten Geheimnisse ihres Seelenlebens enthüllen, wie sollten wir nicht an ihrem Geschick den lebhaftesten Anteil nehmen! Ein tüchtiger Schauspieler von lebhaftem Gesichtsausdruck und Gebärdenspiel kann vieles wiedergeben, was selbst die Sprache des Dichters, geschweige die Musik, in solcher Deutlichkeit, mit so manchen Abstufungen nicht auszudrücken vermag. Lüsternheit und Verschämtheit, Schüchternheit und Verachtung, Kühnheit und Schreck, Hingebung und Gleichgültigkeit, Wut und Verzweiflung können Poesie und Musik niemals mit der Bestimmtheit und Anschaulichkeit vor die Seele bringen wie die Kunst des Mimen. Ein guter Schauspieler muß Verstand und Bildung genug haben, das Werk des Dichters zu verstehen, Phantasie, um sich in die erdichtete Situation zu versetzen und vor allem die Gabe, der Empfindung alsbald den sprechendsten Ausdruck zu geben. Darin die rechte Gewandtheit zu erlangen, muß er die Kunst der Nachahmung in Sprache und Gebärde von Jugend auf gehabt und geübt haben. Durch gute Schauspieler kann selbst ein mittelmäßiges Stück mit solcher Lebenswahrheit ausgestattet werden, daß es uns neue Aufschlüsse gibt und dadurch erfreut, während umgekehrt auch ein klassisches Drama, von schlechten Schauspielern gegeben, alle Lebenskraft und Wirkung verliert.

Je nachdem im Drama das Leben von der heiteren oder ernsten Seite dargestellt wird, unterscheidet man Komödie und Tragödie. In der Komödie erreichen die Personen ihren Zweck; Hindernisse, Intriguen, Mißverständnisse dienen ihnen nur dazu, ihren Witz und ihre Kraft recht zu gebrauchen. Mag das Komische mehr in den Personen oder in den Situationen liegen, jedenfalls ist es die Würze des Ganzen.

Die Tragödie führt uns den Ernst des Lebens vor Augen. Das Unglück wird bald durch die eigene Schuld des tragischen Helden, bald durch einen ungewöhnlich bösen Gegner, bald durch ein verhängnisvolles Zusammentreffen von Umständen herbeigeführt. Es erscheint um so tragischer, je größer der Held ist, sei es nach seiner äußeren Lebensstellung, sei es nach seiner geistigen und sittlichen Anlage. Ob er im Kampf unterliegt oder seine Gegner, jedenfalls muß sein Geschick unsere volle Teilnahme erwecken, wir müssen mit ihm leiden, für ihn fürchten und bei seinem Ausgang den Eindruck des Erhabenen mitnehmen (§ 22, B), indem trotz aller Schrecknisse die Seelengröße triumphiert.

Die Oper ist eine dramatische Dichtung, in welcher das gesungene Wort an die Stelle des gesprochenen tritt. Die Handlung und die Worte des Textes müssen mit der Musik so vollkommen übereinstimmen, daß wir in dieser Vereinigung die Muttersprache der Menschheit zu vernehmen glauben. Goethe nennt mit vollem Recht Cherubinis Wasserträger eine solche Oper, in der Handlung und Musik gleich erfreulich wirken. Auch den „Freischütz“ rechnet er zu den besten Opern. In der Regel aber bleiben die Worte eine fremde Zugabe zur Musik; diese wendet sich direkt an das Gefühl, die Worte nur auf dem Umwege des begrifflichen Denkens. Daher sind die meisten Operntexte der musikalischen Komposition völlig untergeordnet; man singt, was zu fade ist, um es zu sprechen.

Was dagegen die Musik als Zugabe zu einem großen Drama zu leisten vermag, läßt sich aus Beethovens Egmontmusik entnehmen. Hier hilft uns der Tonsetzer, in das innerste Wesen der Charaktere einzudringen und es spiegeln sich zugleich in der Musik alle Hauptmomente der Handlung wieder.

Richard Wagner wollte die Oper zur vollkommensten Ausgestaltung des Dramas, zum höchsten Ausdruck nationaler Kultur, erheben. Alle Künste sollten sich die Hand reichen, um das Kunstwerk der Zukunft hervorzubringen. Den Stoff entnahm er mit Vorliebe der nationalen Sagenwelt, er dichtete sich selbst den Text und setzte die Musik, auch die des Orchesters, in die innigste Beziehung zum Wort. Besonders groß und als wirklich schöpferischen Dichter erwies er sich in bisher unbekanntem Dekorationswirkungen, wobei ihm die Technik der Gegenwart bedeutende Hülfe leistete. Im Anschluß an die lichtvollen Darstellungen Schopenhauers in seinem Hauptwerk (I § 52 und II § 38) hat er selbst die untersten Schichten des Naturlebens musikalisch wiederzugeben und damit der menschlichen Empfindung zugänglich zu machen gewußt. Und um dem Gemüt das Höchste zu bieten, versenkte er sich, namentlich im Parsifal, gleichfalls im Anschluß an Schopenhauer, in die Tiefen der religiösen und philosophischen Mystik. Seine Kunst, viel angefochten und enthusiastisch verteidigt, hat einstweilen ihren Siegeslauf noch nicht vollendet. —

Im Oratorium verzichten Dichter und Tonsetzer auf die Bühnendarstellung. Die Handlung, welche die überwiegend lyrischen Elemente verbindet, wird durch einen gesangartigen, von der Instrumentalmusik begleiteten deklamatorischen Vortrag, das Rezitativ, mitgeteilt.

## Fünftes Buch.

### Die Grundlage der Sittenlehre.

#### § 28.

##### Rückblick und Ausblick.

Wenn wir eines unserer großen mittelalterlichen Gotteshäuser besuchen, z. B. den Dom zu Speyer, so betreten wir zuerst die Vorhalle, in der die Standbilder der Stifter und Patrone der Kirche aufgestellt sind. Von da führt uns das Hauptportal in das Innere. Dieses teilt sich in drei Langschiffe, die alle zum Altar führen, der das Heiligste enthält und trägt. Ueber ihm wölbt sich die Kuppel, wie der Himmel über der Erde.

So sind uns beim Eintritt in den philosophischen Unterricht zuerst die erleuchteten Schöpfer und Häupter dieser Wissenschaft im klassischen Altertum entgegengetreten, Thales, Pythagoras, Heraklit, Sokrates u. s. w. Aus dieser Vorhalle in das Innere suchten wir sodann dadurch zu gelangen, daß wir uns das Verhältnis des Menschen zu der Welt, die ihn umgibt, deutlich machten. Die Lehre vom menschlichen Intellekt in ihren allgemeinen Grundzügen war also, um im Bilde zu bleiben, die Eingangspforte. Den drei Langschiffen im Innern des Domes entspricht im Gebiet der Philosophie die Anlage



des Menschen zum Wahren, Guten und Schönen. Das Denkvermögen, unlöslich verknüpft mit der Sprache, ist der eine Weg, der zum Altar leitet. Die Logik stellt die Gesetze auf, die zum richtigen Beobachten, Begreifen, Urteilen und Schließen führen und eröffnet damit die Möglichkeit, den Weg zur unbestreitbaren Wahrheit zu finden. Daneben aber ist dem Menschen auch die von allem Denken unabhängige unmittelbare Empfindung für das Schöne eigen, für die Harmonie zwischen Inhalt und Form. Die Aesthetik, die davon Kunde gibt, ist der zweite Weg zum Altar. Indessen genügt es nicht, daß der Mensch das Wahre erkennt und das Schöne empfindet, seinem Willen muß auch die rechte Richtung auf den Altar hin gegeben werden. Den Weg zum Guten zeigt die Sittenlehre, die Ethik. Und was ist nun das Ziel, auf das die drei Wege hinführen, was ist das Allerheiligste auf dem Altar? Goethe antwortet:

Was ist das Heiligste? — Das, was heut' und ewig die Geister  
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht!

Und worin sind denn die Besten und Weisesten aller Zeiten immer einiger geworden, was ist der Weisheit letzter Schluß? Daß sich der Einzelne als Glied in einer höheren Ordnung der Dinge anzusehen hat, deren Zwecke zu den seinigen macht, deren Gesetze als Lebensregeln ausübt. Chamisso's alte Waschfrau hat den kleinen, ihr anvertrauten Kreis aufs treueste gepflegt und daneben noch Zeit gefunden, sich mit aller Kunst ihr Sterbehemd zu nähen. Und worin setzt der Dichter sein Lebensziel?

Und ich, an meinem Abend, wollte,  
Ich hätte, diesem Weibe gleich,  
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,  
In meinen Grenzen und Bereich.  
Ich wollt', ich hätte so gewußt  
Am Kelch des Lebens mich zu laben,  
Und könnt am Ende gleiche Lust  
An meinem Sterbehemde haben.

Der einzelne Mensch verdankt, was er ist, mag er nun ein schlichter Handwerker oder Fürst, Reichskanzler sein, der Gesellschaft, in der er lebt. Auch der begabteste würde es kaum so weit bringen als ein höheres Tier, wenn er jeder menschlichen Gemeinschaft entrissen worden wäre, bevor er sprechen konnte. Mit der Muttersprache allein schon empfängt das Kind das Ergebnis einer Geistesarbeit von unzähligen Generationen. (§ 8, C). Aber auch alle anderen Errungenschaften, die der Mensch vor dem Tiere voraus hat, sind die Früchte gemeinschaftlicher Arbeit. Da der Einzelne ohne die Gesellschaft nichts vermag, so muß er seine besonderen Triebe und Neigungen den Gesetzen des Kreises, in dem er lebt, unterordnen. Wie und in welchem Maß das geschieht, lehrt die Ethik.

## § 29.

### Der Trieb der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gattung.

Unsere Persönlichkeit ist von Anfang an so eng mit unserem Körper verknüpft, daß sich die Frage als die erste aufdrängt, wie wir uns diesem gegenüber zu verhalten haben. Antwort darauf gibt der Trieb der Selbsterhaltung, der allen lebenden Wesen

eigen ist. Er macht sich auf jeder Stufe des Daseins in einer den Umständen angemessenen Weise geltend, dunkel, unbewußt, bevor sich das Selbstgefühl zum Selbstbewußtsein entwickelt hat (§ 9 D), immer heller und bestimmter, je mehr sich der Mensch zum Individuum ausbildet.

Die Körperpflege, die aus dem Trieb der Selbsterhaltung hervorgeht, bildet in ihren Einzelheiten eine besondere Wissenschaft; in der Ethik kann es sich nur um einige allgemeine Anweisungen handeln. Gute Luft, gesunde Nahrung, Kleidung und Wohnung sind wichtige äußere Lebensbedingungen, die indessen nicht immer in unsere Hand gegeben sind. Mehr vermögen wir aus eigener Kraft für Mäßigkeit im Genuß der Nahrung, Wechsel von Bewegung und Ruhe und Reinlichkeit zu wirken.

Mit dem Genuß der Nahrungsmittel ist von Natur eine gewisse Lustempfindung verbunden. Sie wird vermindert, wenn die Nahrungsmittel stets die gleichen sind; sie hört in diesem Fall auf mit der Befriedigung des Bedürfnisses. Nun aber hat sich der Mensch aus allen Reichen der Natur zu eigen gemacht, was ihm zusagt, hat durch Verbindungen aller Art Speisen geschaffen, die seinen Gaumen noch reizen, seine Geschmacks- und Geruchsorgane angenehm erregen, wenn der Hunger gestillt ist. Dadurch wird es ihm möglich, die Freuden der Tafel nicht nur in die Länge zu ziehen, sondern auch zu einem Mittel erhöhter Geselligkeit zu machen. (§ 7 A.) Um so mehr aber hat er nun auch die Pflicht, Maß zu halten. Übersättigung, an sich schon für den Menschen erniedrigend, da sie ihn unter das Tier stellt, mindert auch das Wohlbefinden, das man zu steigern glaubt, und zieht bei steter Wiederkehr eine Menge von Übeln nach sich. (Vergl. die Strafrede des M. Porcius Cato gegen die römische Üppigkeit und „das Gastmahl des Trimalchio“.)

Gefährlicher noch als die Reize der verfeinerten Speisen sind die der alkoholischen Getränke. Zwar gilt auch von diesen, daß ein mäßiger Genuß die Lebensfreude erhöht. Der Wein z. B. erwärmt das Blut, steigert das Selbstgefühl\*), wirkt anregend auf die Phantasie, erschließt das Herz und führt die Menschen einander näher, indem er über kleine Bedenklichkeiten und trennende Schranken hinaushebt. (Vergl. Klopstocks Rheinwein und Zürcher See). Durch das Übermaß aber wird nicht nur für den Augenblick der Zweck verfehlt, indem sich der Genuß in Ekel verwandelt, sondern auch dauernd die Gesundheit geschädigt, der Magen verbrannt und das Nervensystem zerrüttet. Wenn die Jugend einer maßlosen Zufuhr von geistigen Getränken bedarf, um in die gewünschte erhöhte Stimmung versetzt zu werden, so ist das nichts weniger als ein Beweis geistigen Reichtums.

Manche Genußmittel, Kaffee, Thee, Tabak, sind den modernen Menschen fast so unentbehrlich als das tägliche Brot. Sie der Menschheit zu nehmen, wäre kein Fortschritt. Aber der Weise sollte es dahin bringen, daß er im Fall der Not ihren Verlust nicht als Schmerz empfindet. (§ 5 B.)

Kräftige Körperbewegung neben der geistigen Anstrengung, nicht nur auf dem Fechtboden, wo die Luft nicht immer die günstigste ist, sondern in der freien Natur, auf den Bergen, in den Wäldern, anfeuernde Spiele, die die Luft in alle Teile der Lunge

\*) Es reget der Wein dann jegliche Kraft auf Seines heftigen Wollens und läßt ihn die Worte der anderen Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber. Hermann und Dorothea IV 293 ff.

führen, Reiten, Rudern, Schwimmen, Tanzen sollten mehr als alle aufregenden und narkotischen Genußmittel die Freude und Erholung der Jugend bilden. Als Ziel ist die volle Erwerbung der Herrschaft des Willens über den Körper ins Auge zu fassen. Der echte Musensohn muß wie Goethe von sich sagen können:

„Und nach dem Takte reget  
Und nach dem Takt bewege  
Sich alles an mir fort.“

Daß namentlich auch Reinlichkeit nicht nur dem Trieb der Selbsterhaltung dient, sondern als Vorstufe jeder höheren Gesittung anzusehen ist, wird in unseren Tagen wieder wie im klassischen Altertum zur allgemeinen Ueberzeugung. Die öffentliche Gesundheitspflege sieht eine ihrer Hauptaufgaben darin, im Sommer und Winter für Hoch und Gering die Möglichkeit erfrischender Bäder herbeizuführen. Hängt doch von einer gesunden Haut, die natürlich auch eine reine sein muß, vorzugsweise das Wohlbefinden des Körpers ab. Nichts befördert mehr jenes Gefühl frischen ungehemmten Lebens, das sich als Heiterkeit zu erkennen gibt, als kalte Waschungen und Bäder. Damit beginnt zugleich eine höhere Kultur. Indem das Kind an Reinlichkeit gewöhnt wird, wird ihm der Eintritt in die menschliche Gesellschaft ermöglicht; der Erwachsene verliert an Würde, je mehr er die Reinlichkeit außer acht läßt. \*)

Wie sorgfältig man aber auch dem Trieb der Selbsterhaltung folgen möge, es liegt im Wesen des organischen Körpers, daß er trotzdem keinen dauernden Bestand hat. Die Gesellschaft lebender Zellen, die wir Organismus nennen, trägt in sich die Notwendigkeit ihrer Auflösung. Die Natur zeigt sich ebendeshalb weit besorgter um die Erhaltung der Gattung als um die der Individuen. Mag die einzelne Pflanze, das Tier immerhin sterben, wenn nur in jeder neuen Generation die Gattung verjüngt erscheint. In der Blütezeit der Individuen tritt daher der Selbsterhaltungstrieb hinter dem Bestreben zurück, die Gattung zu erhalten. Das Insekt scheut keine Mühe noch Gefahr, wenn es gilt, seine Eier dahin zu bringen, wo sie am sichersten ausgebrütet werden; manche Tiere finden den Tod, sobald sie für die Fortpflanzung der Gattung gesorgt haben. Das Streben, im eigenen Sein zu beharren, der Selbsterhaltungstrieb, findet also für die vergänglichen organischen Individuen seine notwendige Ergänzung in dem Drang, für die Erhaltung der Gattung zu sorgen. Beide Triebe zusammen kann man den Selbsterhaltungstrieb im weiteren Sinn nennen.

### § 30.

#### Der Trieb der Selbsterhaltung und die menschlichen Affekte.

Je höher ein organisches Wesen steht, um so stärker ist der Trieb der Selbsterhaltung. Auf jeder Stufe des tierischen Lebens weckt die Befriedigung dieses Triebes Behagen, die Nichtbefriedigung Unbehagen. Der Mensch aber hält, was beim Tier nur vorübergehende Erregung ist, im Gedächtnis fest, macht es zum Gegenstand des begreifenden Denkens und des bewußten Strebens. Nennen wir das bewußte Streben nach Erhaltung

\*) Die Seife ist ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten. Liebig, Chem. Briefe 11.

und Fortpflanzung unserer Individualität Begierde, die befriedigte Begierde Freude, die nicht befriedigte Schmerz, so lassen sich aus diesen Grundformen die Gemütszustände und Leidenschaften in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit ableiten. \*) Was uns Freude macht, lieben wir, was uns Schmerz verursacht, ist uns verhaßt. Freude mit der Vorstellung ihrer äußern Ursache ist Liebe; Schmerz, begleitet von dem Bewußtsein der äußeren Ursache, Abneigung, Haß. Was zufällig (per accidens) mit den Ursachen unserer Freude oder unseres Hasses verbunden ist, nimmt an den Affekten teil, die durch die wirklichen Ursachen hervorgerufen werden; es erweckt unsere Sympathie oder Antipathie, Zustände, die als mehr oder weniger grundlos nicht selten dem Gebiet des Aberglaubens angehören. Die Erwartung kommender Freude ist Hoffnung, die Erwartung kommenden Leids Furcht. Die Freunde oder Feinde der von uns Geliebten sind auch unsere Freunde oder Feinde; so entsteht Familien- und Vaterlandsliebe, Standes- und Nationalhaß. Das Unglück des Geliebten empfinden wir als eigenen Schmerz, es erweckt unser Mitleid; das Unglück des Feindes gewährt uns Behagen, Schadenfreude, sein Glück Unbehagen, Neid. Da jeder sein Dasein so viel als möglich zu erhalten und zu mehren sucht, so erregt es unser Mißfallen, wenn andere besitzen, was wir begehren, so richtet sich der Neid überhaupt auf die Glücklicheren. Der Haß gegen diese läßt uns gering von ihnen denken, während die Liebe geneigt ist, ihren Gegenstand zu überschätzen. Wir fühlen unser eigenes Dasein in dem Maße erhöht, als wir von andern geschätzt werden; so folgt aus der Selbstliebe die Ehrliche, die ihren Triumph feiert, wenn sie in einem sicheren Selbstgefühl ruht (acquiescentia in se ipso.) Was durch seinen Wert und seine Größe alle unsere Vorstellungen überragt, erweckt unsere Bewunderung; Unwert und Nichtigkeit unsere Verachtung. Die allgemeine Hochschätzung wird als Ruhm, die allgemeine Geringschätzung als Schmach empfunden.

Wie mannigfach und verschiedenartig aber auch die Affekte sein mögen, sie gehen alle aus der einen Ursache hervor, daß der Mensch im Trieb der Selbsterhaltung alles bejaht und schätzt, was nach seiner Meinung sein Dasein mehrt, allem feindlich gegenübersteht, was es mindert. Jeder sieht von Natur in sich den Mittelpunkt der Welt und verfolgt mehr oder weniger rücksichtslos seine Interessen. Nicht das goldene Zeitalter der Poeten, sondern die ungebändigte Selbstsucht des Tieres finden wir im ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts.

### § 31.

#### Der Beginn des sittlichen Lebens in Ehe und Familie.

Der Selbsterhaltungstrieb der vergänglichen Individuen findet, wie wir sahen (§ 29), seine Ergänzung im Trieb zur Erhaltung der Gattung. Während auf den unteren Stufen des organischen Lebens die Verbindung von männlichen und weiblichen Geschöpfen nur eine vorübergehende ist und ihr Ende findet, sobald sie ihren Zweck erfüllt hat, sucht der Mensch, je ausgezeichneter seine Individualität ist, um so mehr auch eine Lebensgefährtin, die er nach ihrer Besonderheit einzig für sich bestimmt glaubt. Daher das

Vergl. Spinozas Ethik. Buch 3.

namenlose Entzücken Adams, als Gott ihm Eva zuführt: „Sien da, die ist denn doch einmal Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein!“ Jeder Teil sieht im andern den vollkommensten und daher für ihn angemessensten Typus der Gattung. Der taten-durstige, vor keinem Wagnis zurückschreckende Siegfried findet in der zarten, ganz in Liebe zu ihm aufgehenden Kriemhild die Frau seines Herzens. Der Himmelsstürmer Faust liegt hingeschmolzen zu den Füßen des schlichten, frommen Bürgermädchens, dem um seine Seele bangt. Werther, der Sklave seines leidenschaftlich bewegten Herzens, das er wie ein verzogenes Kind behandelt, sucht die Ergänzung in einem weiblichen Wesen, das bei aller Tiefe des Gefühls ganz Maß und Sitte und ruhige Sicherheit ist. „Siehe da, ein Gott stärker als ich, der da kommt über mich zu herrschen!“ ruft Dante, dessen Phantasie Himmel und Erde umspannt, beim Anblick der schlichten Mädchenblume Beatrice.

Ist die Ehe die völlige Hingabe einer Persönlichkeit an die andere, die sie in einzigartiger Weise ergänzt, so ist damit ein gleiches Verhältnis zu einer dritten Person ausgeschlossen. Man findet daher die Polygamie nur da, wo die Persönlichkeit, sei es der Frau oder des Mannes, noch wenig entwickelt ist. Nur in der Monogamie wird durch die fortdauernde gegenseitige Ergänzung und Förderung aus der ehelichen Gemeinschaft wahre Freundschaft, während die Vielweiberei den Mann mit Mißtrauen erfüllt, die Frauen mit Eifersucht und Feindschaft.

Die Ehe wird durch die Kinder zur Familie. Die Aufgabe der Eltern, die Gattung zu erhalten, wird bei der ungemeinen Hülfslosigkeit und Hilfsbedürftigkeit der kleinen Kinder eine sehr schwierige. Kein junges Tier bedarf auch nur annähernd einer so langen und vielseitigen Hülfe. Die Pflege des Kindes in der ersten Lebenszeit ist von der Natur selbst der Mutter zugewiesen. „Es greifet ein Weib viel besser zu einem Kinde mit dem kleinsten Finger, denn ein Mann mit beiden Fäusten“, sagt Luther. „Wie mit feinen bequemen Gebärden spielen und scherzen die Mütter, wenn sie ein weinendes Kind stillen oder in die Wiege legen. Lass' nun solches einen Mann tun, so wirst du ja müssen sagen, er stelle sich dazu wie ein Kamel zum Tanz; so gar übel steht ihm solches an, auch wenn er das Kind mit einem Finger angreifen soll. Ich geschweige der andern Dienste und Wartung, die den Kindern nicht anders denn von der Mutter geschehen können.“ In der Tat ist die Mutterliebe der schönste Beweis dafür, daß der Trieb zur Erhaltung der Gattung auf der Höhe des Lebens stärker ist als der sonst so allgewaltige Selbsterhaltungstrieb. Von der Mutter heißt es,

„Daß sie ganz sich vergißt und leben mag nur in andern;  
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret  
Von der Schwachen und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.  
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,  
Und sie sollen es nicht, doch sollen sie dankbar es einsehn.“\*)

Wie viel auch später der Staat teils durch die Schule, teils durch den Militärdienst für die körperliche Ausbildung tun mag, die eigentliche Grundlage für ein gesundes und kräftiges Leben wird in der Familie gelegt; hier müssen die Grundsätze eingepägt und zur Gewohnheit gemacht werden, nach welchen der Trieb der Selbsterhaltung zu regeln ist. (Siehe § 29.)

\*) Hermann und Dorothea. VII, 123 ff.

Die Ausbildung der intellektuellen Anlagen nimmt, wenn die Kinderjahre vorüber sind, in geordneten Gemeinwesen zumeist die Schule in die Hand, doch bedarf's auch hier der steten Mitwirkung der Familie. Vor allem aber liegt es dieser ob, dem Willen des Kindes durch Beispiel und Gewöhnung die rechte Richtung zu geben. Brutale Strenge verscheucht die Liebe, allzuzärtliche Schwäche die Ehrfurcht im Kinde. Ohne Liebe und Ehrfurcht aber gibt es keine rechte Autorität, ohne Autorität keine Pietät. Aus Autorität und Pietät erwächst die Familiensitte, die selbst wieder die Grundlage der allgemeinen Sittlichkeit ist. Die Familiensitte muß besonders auch das Verhältnis der Geschwister ordnen, wenn mehrere Kinder in einem Hause sind. Geschwister kennen und beurteilen ihre Fehler meist schärfer als die Eltern; ihre Interessen kreuzen sich nicht selten und Neid und Eifersucht erwachsen auch im engsten Kreise. Da muß sich dann die Familiensitte mächtiger erweisen als die Selbstsucht und die Einigkeit der Eltern in allen wichtigen Lebensfragen auch die Freundschaft der Kinder herbeiführen. Ueber wessen Kindheit ein treues Mutterauge gewacht hat, wen ein klarschender und milder Vater ins Leben geleitet, wem fröhliche und verträgliche Geschwister zur Seite spielten und lernten, der wird, wenn er kann, sich nachmals ein ähnliches Haus zu gründen suchen. Aus einem schönen und guten Familienleben aber erwächst die nationale Kraft und Tugend.

## § 32.

### Arbeit und Besitz.

Der Mensch ist das am feinsten organisierte und damit auch das bedürftigste Wesen auf der Erde. Nur in wenigen Himmelsstrichen wird ihm verhältnismäßig mühelos gewährt, was er zum Lebensunterhalt bedarf; die große Mehrheit muß durch Arbeit direkt oder indirekt der Erde abgewinnen, was sie nötig hat. Zu den natürlichen Bedürfnissen treten die weit größeren, die sich aus der steigenden Kultur und dem Fortschritt des geselligen Lebens ergeben. Mögen diese oft auch nur eingebildet sein, ihre Nichtbefriedigung wird ebenso schmerzlich, oft noch schmerzlicher empfunden als die der natürlichen.

Ist es nun ein Glück oder ein Unglück, daß der Mensch durch die Not zur Arbeit gezwungen wird? Die Sitte macht hier oft einen merkwürdigen Unterschied. Den Römern schien der Ackerbau als durchaus wohlstandig und mit dem Ansehen des besten Bürgers vereinbar; das Handwerk aber galt als schmutzig und wurde den Sklaven überlassen. Bei uns dünkt sich der städtische Arbeiter höher als der Bauer, weil er mehr Gelegenheit hat, am Lebensgenuß und Fortschritt der modernen Menschheit teilzunehmen. Am richtigsten fassen die Amerikaner die Sache an, die jeder ehrlichen Arbeit die gleiche Berechtigung zugestehen. Wird der Arbeiter in der Fabrik, im Kaufhaus, auf dem Land u. s. w. im täglichen Leben als vollwertig betrachtet und behandelt, so schwinden zwar die sozialen Verschiedenheiten damit nicht, aber sie schmerzen weniger, sie werden als etwas Naturgemäßes empfunden und das Gefühl der bürgerlichen Zusammengehörigkeit gewinnt die Oberhand. Da erkennt man in der geregelten Arbeit

einen Vorzug der Civilisation vor der Barbarei, und der Höhergestellte arbeitet auch dann, wenn ihn die Not nicht zwingt, ja seine Arbeit scheint ihm doppelt wertvoll, weil er sie nicht mehr in den eigenen Dienst, sondern in den seiner Mitmenschen stellt.

Unablässige Arbeit ist indessen schon durch den von der Natur geforderten Schlaf ausgeschlossen. Vielmehr beruht der Reiz des Lebens, wenigstens in unserem gemäßigten Klima, im Wechsel von Arbeit und Erholung. Wie eine ununterbrochene Folge von guten Tagen unerträglich ist, so kann auch die immer fortgesetzte anstrengende Arbeit mit der Heiterkeit des Sinnes nicht zusammenbestehen, auch wenn sie nicht auf äußeren Zwang, sondern auf innere Motive wie Ehrgeiz und Liebe erfolgt. (Vergleiche Goethes Schatzgräber.)

Wer durch eigene Arbeit oder Erbschaft oder Glück einen sichern Besitz erworben, von dem er ohne weitere Anstrengung leben kann, der gewinnt dadurch eine gewisse Unabhängigkeit. Es kommt nur darauf an, daß er sie recht zu gebrauchen weiß. Wer z. B. Wachstum an Erkenntnis in irgend einem Zweige des Wissens für sein schönstes Glück hält, der kann als vermögender Mann diesem höhern Drang ungehindert folgen. „Weisheit ist gut mit einem Erbgut.“ Dem aufrichtigen Menschenfreund gibt ein großes Vermögen die beste Gelegenheit zu glücklichem Wirken. Wer dagegen seine unabhängige Lebensstellung nur zum Genuß der niedern Erdengüter zu benutzen weiß, dem bringt der Besitz bald Langeweile und Müßiggang wird für ihn der Anfang aller Laster; er wäre ohne Zweifel glücklicher, wenn er durch die Not zur Arbeit gezwungen würde. Für die Mehrzahl der Menschen ist es einstweilen besser, daß sie Tag für Tag zur Arbeit genötigt wird. Ohne Zweifel ist ja ein ausreichendes und gut angelegtes Vermögen ein nicht zu verachtender Schutz gegen die Wechselfälle und das unsichere Los des Lebens. Indessen bieten Lebens- und Unfallversicherungen, sowie die vorsorglichen Anordnungen der neueren Sozialgesetzgebung auch dem, der von seiner täglichen Arbeit lebt, einen gewissen Schutz. Die unabhängige Lebensstellung aber wird nicht so sehr durch ein großes Vermögen gewahrt als durch die Angemessenheit der Einnahme zur Ausgabe. Wer in Beziehung auf die Luxusbedürfnisse die Füße nach der Decke streckt, bleibt unabhängiger als der Reiche, der immer höher hinaus will. Die Unabhängigkeit ist nicht an den Besitz geknüpft, die Abhängigkeit aber an das Schuldenmachen. „Wißt ihr, was ihr tut, wenn ihr euch in Schulden stürzt?“ fragt Franklin, „Ihr gebt einem andern Rechte auf eure Freiheit. Könnt ihr zum festgesetzten Termin nicht bezahlen, so müßt ihr euch vor eurem Gläubiger erniedrigen, müßt zu erbärmlichen Entschuldigungen eure Zuflucht nehmen, müßt lügen und kriechen. Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen.“ Die Bitte ums tägliche Brot im Vaterunser lehrt uns, an materiellen Gütern nicht mehr zu begehren, als wir in unserer Lebensstellung für den Tagesbedarf gebrauchen.

Selbstverständlich gewinnen Arbeit und Besitz für den Menschen eine erhöhte Bedeutung und Weihe, wenn er aus der Vereinzelung heraustritt und eine Familie gründet. Mag er sich dessen auch nicht immer vollbewußt sein, er wird unmittelbar von dem Gefühl gehoben, daß er jetzt nicht nur für eine auf wenige Jahre beschränkte Existenz, sondern für eine unabsehbare Zukunft arbeitet.

§ 33.

Der Staat.

Die ältesten Staaten finden wir da, wo die Natur den Menschen zu gemeinschaftlicher Arbeit nötigte, in Ägypten z. B. und Mesopotamien. Die regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen des Nil, des Euphrat und Tigris, zwangen zur gemeinsamen Abwehr der Gefahr, die Person und Eigentum bedrohte. Anderwärts mochte die Furcht vor wilden Tieren oder beutelustigen Nachbarn die Menschen zusammenführen. Die Erkenntnis, daß gemeinschaftliche Arbeit den Ertrag außerordentlich vermehrt, daß Teilung der Arbeit einen sehr viel geringeren Kraftaufwand erfordert, führte gleichfalls die Menschen zusammen. Vernunft und Sprache gaben ihnen die Mittel, diese Verbindungen immer zweckmäßiger und fruchtbarer zu gestalten.

Ist die Verbindung auf wichtige und dauernde Lebensverhältnisse gerichtet, so entsteht ein Gemeingeist, der in der Familie und in kleineren Verbänden als Sitte, in größeren als Gesetz in Kraft tritt. Sitte und Gesetz gehen darauf aus, den gemeinsamen Interessen den Sieg über die persönlichen zu verschaffen. Die natürlichen Hüter von Sitte und Gesetz sind die, in welchen der Gemeingeist am kräftigsten lebt, in der Familie die Eltern, in patriarchalischen Verbänden die geachteten Familienhäupter oder eins von ihnen.

Je gefährdeter die gemeinsamen Interessen sind, um so kräftiger müssen die Träger der Staatsgewalt den Eigenwillen der Einzelnen oder der Parteien unter den Gemeingeist beugen. Steht bei einem Kriege die Existenz einer Volksgemeinschaft auf dem Spiel, so muß der innere Hader zum Schweigen gebracht werden, damit alle den erwählten Führern willenlos folgen. Wenn sich aber in ruhigen Zeiten die bürgerliche Gesellschaft durch die Maßregeln geschützt weiß, die ein für allemal für die äußere und innere Sicherheit getroffen sind, vergißt der einzelne leicht, was er dem Staate schuldet, und strebt, seine persönlichen Interessen gegenüber den gemeinschaftlichen stärker geltend zu machen. In diesem Streit wird als oberster Grundsatz gelten müssen: Die Verfassung ist die beste, in welcher die Staatsgewalt nicht weiter reicht als es der ausgesprochene Wille der Bürgerschaft verlangt. So heißt es in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten: Die gerechten Gewalten der Regierungen kommen von der Zustimmung der Regierten her.

Die Regierten aber verlangen von der Staatsgewalt vor allem Sicherheit der Person und des Eigentums. Diese Sicherheit im Innern des Staates zu gewähren, bedarf es einer starken Polizei und einer unparteiischen Anwendung der Gesetze durch unabhängige Richter. Die Sicherheit nach außen hat ein Heer zu verbürgen, das die Grenzen wirksam zu schützen vermag. Auch der Polizei und dem Richterstand hat das Heer im Notfall Unterstützung zu gewähren. Zur Bildung eines tüchtigen Heeres erweist sich die allgemeine Dienstpflicht besonders geeignet; durch sie wird das Heer zugleich die hohe Schule, die vorzugsweise die jungen Leute zu Bürgern erzieht.

Die Staatsregierung kann außer der Sicherheit der Bürger und ihres Eigentums auch noch andere hohe Ziele ins Auge fassen. Nichts braucht ihr fremd zu sein, was zur Hebung des Volkswohlstandes dienen kann. Sie fördert den materiellen Wohlstand,



indem sie die Sorge für den Verkehr übernimmt; sie vermehrt das Kapital idealer Güter, indem sie Kirche und Schule unter ihren Schutz stellt. Wo immer Naturkräfte in den Dienst der Menschheit gezogen werden, da greift eine tüchtige Staatsverwaltung mit ihren Machtmitteln fördernd ein. Als öffentliche Sicherheitsanstalt hat sie die schwächeren Teile der Gesellschaft gegen die gewissenlose Ausnutzung durch die stärkeren zu schützen. Sie teilt mit der Kirche oder übernimmt auch allein die Fürsorge für die Armen und Kranken, die Witwen und Waisen.

Aber alle diese Aufgaben stehen dem eigentlichen Beruf des Staates nach, der Ausbildung eines tüchtigen Heeres und einer unparteiischen Rechtspflege. Läßt die Regierung es darin fehlen, so kann die ergiebigste Tätigkeit auf anderen Gebieten dafür nicht entschädigen. Für die übrigen Aufgaben genügt es vielfach, die Selbsttätigkeit der Bürger aufzurufen, in die rechten Bahnen zu leiten und zu überwachen. Eine Regierung aber, die die Ausbildung des Heeres und der Rechtspflege aus der Hand gibt oder lässig betreibt, verliert das Recht der Existenz.

Je nachdem die Vertretung der allgemeinen Interessen einem Einzelnen oder den hervorragenden Spitzen der Gesellschaft oder der Mehrheit der Vollbürger anvertraut ist, kann man eine autokratische, aristokratische und demokratische Staatsverfassung unterscheiden (*κρατεῖν* Gewalt, Obmacht haben). Von geringerer Bedeutung ist's, ob die Staatsverwaltung einen an der Spitze hat (*ἀρχεῖν*) oder mehrere oder das Volk, ob also der Staat Monarchie ist oder Obligarchie oder Republik. Die autokratische Staatsverfassung hat ihre volle Berechtigung, wenn die dunkeln Triebe, die in einem Volke wirken, in einer überragenden Persönlichkeit zum klaren Bewußtsein kommen, wenn diese die Einsicht und die Willenskraft hat, jenen Trieben Befriedigung zu verschaffen. Unverkennbar war es der Entwicklungsdrang der Völker selbst, der in Alexander, Karl, Friedrich dem Großen, der in Bismarck Gestalt gewonnen hatte. Weil sie selbst ganz von nationalem Geist erfüllt waren, gelang es diesen Großen, die schlummernde Kraft der Volksseele zu wecken, zu entfesseln und in die rechte Bahn zu lenken. In festen geordneten Staatswesen ist der natürliche Leiter in der Familie zu finden, die sich um die Nation das größte Verdienst erworben. Indem dieser eine an Reichtum und Macht so hoch gestellt wird, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, erscheint er wie von allem Egoismus frei und dadurch besonders befähigt, das allgemeine Wohl mehr als das eigene ins Auge zu fassen. Ihm, der dem Streit der Parteien enthoben ist, steht daher auch das Recht zu, einen von den bürgerlichen Gerichten verurteilten Verbrecher zu begnadigen.

Aber freilich birgt die erbliche Monarchie auch die Gefahr, daß ein unfähiger oder unwürdiger Regent den Thron besteigt, der die höchste Macht nicht im Interesse des Volkes, sondern im eigenen oder dem einer niedrigen Hof-Camarilla verwendet. Familientradition und Standesrücksichten können dagegen wirken, doch verlangt das entwickelte Rechtsgefühl der heutigen Kulturvölker stärkere Bürgschaften gegen den Mißbrauch der fürstlichen Gewalt. Sie werden in einer Volksvertretung gefunden, die, aus freier Wahl hervorgegangen, dem Willen der Bürger freimütig Ausdruck gibt und bei der Feststellung des Staatshaushaltes wie bei der Gesetzgebung überhaupt ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat. Eine solche konstitutionelle, d. h. durch die Verfassung beschränkte Monarchie entspricht den Bedürfnissen der meisten Staaten Europas. Wenigstens stehen

die Republiken, die ihr Oberhaupt aus der Mitte des Volks auf eine beschränkte Zeitdauer wählen, hinsichtlich der Lösung der höchsten Kulturaufgaben durchaus nicht über den konstitutionellen Monarchien. England und Deutschland können den Vergleich mit Frankreich und der Schweiz recht gut aushalten.

Die Frage, welche Verfassung die beste sei, läßt sich ebensowenig in allgemeingültiger Weise entscheiden wie die nach der besten Lebensweise eines einzelnen Menschen. Anders lebt der Schwache und Kranke als der Starke und Gesunde, anders der Mensch unter dem Aequator als am Nordpol. Eine Nation, die noch im Werden ist, der Gefahren von innen und außen drohen, bedarf ein starkes persönliches Regiment. Ideale Republiken, wie die des klassischen Altertums in ihrer Blüte, setzen einen Bürgerstand voraus, der sich ganz dem Staatsdienst widmen kann; und dieser ist nur da zu finden, wo ein unterworfenen Volk, zum Sklavendienst gezwungen, dem freien Bürger jede niedere Arbeit abnimmt.

### § 34.

#### Gerechtigkeit.

Indem wir durch Geburt oder Einwanderung in eine bürgerliche Gemeinschaft eintreten, gehen wir einen Vertrag mit ihr ein. Wir genießen durch sie den Schutz und alle Segnungen der organisierten menschlichen Gesellschaft; dafür erkennen wir ihre Gesetze als eine über uns stehende Macht an, der wir Gehorsam schulden. In der Regel leben wir uns ohne Schwierigkeit durch Erziehung und Gewohnheit in das geltende Recht ein.

Der natürliche Eigenwille des Kindes, das im Mittelpunkt der Welt zu stehen meint und alles seinen Zwecken unterzuordnen sucht, wird schon in einer ordentlichen Familie gedämpft; schon hier lernt sich das Kind als Glied eines größeren Körpers fühlen, an dessen Freud' und Leid es Anteil nimmt. Die Schule, der weitere Familien- und Freundeskreis, Vaterstadt und Vaterland, Religion u. s. w., alles vereint sich im Kampf gegen den Despotismus des eigenen Ich. Ohne daß wir uns des Grundes deutlich bewußt werden, erwacht das Gefühl der Gleichberechtigung aller, ja der höheren Berechtigung einzelner Mitmenschen in unserer Umgebung, und es wird uns zum Grundsatz, unser Wohl nicht auf ihre Kosten, zu ihrem Schaden zu erstreben.

Am wenigsten auf Kosten derer, die uns durch Wohltaten verpflichtet haben. Undankbarkeit wird schon auf niederen Kulturstufen als Ungerechtigkeit erkannt, und mit dem Namen des Vaternörders, des Muttermörders, werden durchgängig die verabscheuungswürdigsten Menschen bezeichnet.

Weiterhin ergibt sich aus der Erfahrung als eine Lehre der Klugheit, der praktischen Lebensweisheit, daß wir dem kein Unrecht tun, der uns gleiches mit gleichem vergelten kann und wird. Von der negativen Fassung: „Quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris“ schreiten wir vor zur positiven: „Was du willst, das die Leute dir tun sollen, das tue du ihnen!“ Es genügt nicht, daß wir uns des Unrechts gegenüber den Wohltätern enthalten, wir müssen uns auch in ihrer Schuld fühlen und dürfen nicht ruhen, bis wir die Schuld abgetragen haben. Der Dank braucht aber nicht gerade in gleichen und ähnlichen

Leistungen zu geschehen, er muß sich auch nicht in Worten aussprechen. Er gibt sich am deutlichsten in dem aufrichtigen Anteil am Ergehen des Wohltäters zu erkennen. (Iphigenie auf Tauris, I, 2. 401.) Während sich ein undankbarer Sinn darin ausspricht, daß man Wohltaten annimmt, die man in umgekehrter Stellung nicht leisten würde, erkennt man den dankbaren Menschen daran, daß er unter ähnlichen Umständen an seinen Leuten gerade so handelt, wie die Wohltäter an ihm.

Gerechtigkeit im Vollsinn aber geht nicht allein auf den Wohltäter, sondern gibt jedem das Seine. Sie macht keinen Unterschied zwischen solchen, die Gutes und Böses vergelten können und den Machtlosen, sie erstreckt sich auf das hilflose Kind wie auf den starken Mann. Wo sie den ganzen Menschen durchdrungen hat, da vergilt sie auch dem Feinde nicht Böses mit Bösem, sondern bleibt auf dem Boden des gemeinsamen Rechts, das sich in den Gesetzen ausspricht. (Vergl. Platons Apologie c. 33.)

Die Gerechtigkeit nimmt sich auch der Tiere an. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes,“ Spr. 12, 10. Kann der Mensch das Fleisch der Tiere zu seiner Ernährung nicht entbehren, so hat er damit auch das natürliche Recht, sie zu töten. Ebenso wird er im Kampf ums Dasein schädliche Tiere vernichten. „Das Insekt leidet durch seinen Tod nicht so viel, wie der Mensch durch dessen Stich.“ (Schopenhauer.) Und wie er sie töten kann, so darf er sie auch während ihres Lebens in seinen Dienst ziehen. Aber da sie mit ihm die Schmerzempfindung gemein haben, ist es unrecht, ihnen ohne Not Qualen zu bereiten, vollends Qualen, die mit der Steigerung des Genusses in gar keinem Verhältnis stehen. Tiere zu erjagen, die unsern Feldern und Wäldern verderblich sind, während ihr Fleisch ein vortreffliches Nahrungsmittel bietet, nimmt der Mensch als sein Herrenrecht in Anspruch. Und er gibt der Jagd noch eine höhere Bedeutung, indem er sie zu einer gesunden körperlichen Übung und zur Ausbildung gewisser intellektueller und sittlicher Kräfte benutzt, die ihm im Kampf ums Dasein unentbehrlich sind. Aber wenn die Jagd nicht mehr dem Nutzen dient, wenn die Jagdfreude in der Qual der gehetzten Tiere besteht, so wirkt sie unsittlich und ist an sich eine Ungerechtigkeit. Unnütze Quälerei der Lasttiere ist schon als Undankbarkeit zu tadeln. Daß man Pferde und Hunde, die sich um uns verdient gemacht haben, einem qualvollen Alter ausliefert, bekundet Undankbarkeit und einen unentwickelten Rechtssinn. Die Alten gönnten den Pferden, mit denen sie in Olympia gesiegt hatten, ein ruhiges arbeitsloses Alter und ehrten sie in kindlicher Weise auch wohl durch ein feierliches Begräbnis und ein Denkmal. „Es ist nicht vernünftig“, sagt Plutarch, „lebende und empfindende Wesen wie einen verbrauchten Schuh oder ein Kleidungsstück zu behandeln. Schon um uns an die Pflicht der Dankbarkeit zu gewöhnen, sollten wir sie auch auf die Dienste der Tiere ausdehnen“. Grausamkeit gegen die Tiere führt gewöhnlich auch zur Grausamkeit gegen die Menschen.

In einzelnen Bestimmungen sind Recht und Gesetz bei verschiedenen Völkern sehr verschieden. Darin aber stimmen die Kulturvölker überein, daß sie das Gemeinwohl über das Interesse des Einzelnen stellen. Ein gerechter Bürger ist der, der nicht durch Furcht vor Strafe oder durch Aussicht auf Lohn zum Gehorsam gegen die Gesetze bestimmt wird, sondern durch die Achtung vor der Autorität, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen und die ihn mit eben der Gesinnung erfüllt, der die Gesetze äußeren Ausdruck geben.

§ 35.

**Andere sittliche Ideale.**

Die Tugend der Gerechtigkeit muß von jedem Staatsbürger gefordert werden. Andere sittliche Ideale gehen nicht aus dem Wesen der menschlichen Gesellschaft hervor, sondern aus persönlichen Lebenserfahrungen und sind daher auch nicht für alle verbindlich.

Hat einer die Personen, die ihm die liebsten waren, durch den Tod verloren, drückt schwere Schuld sein Gewissen, hat er einen tiefen Einblick in das grenzenlose Leid und daneben in die grenzenlose Erbärmlichkeit des gewöhnlichen Menschenlebens gewonnen, so zieht er sich von der Gesellschaft zurück, die „lärm und rauscht und nicht ahnt, was ihn, den Armen, quält“. Geld und Gut erfreuen ihn nicht mehr, weil ihn die Genüsse nicht mehr locken, die man dafür erkaufen kann. Er stirbt der Welt ab, indem er für sich nichts mehr verlangt als Ruhe und Stille, um sich auf den Tod vorzubereiten. Wenn er noch arbeitet, so tut er's, um das Leid anderer zu mildern. Aus solchen und ähnlichen Fällen erwachsen die Ideale der Askese, der Selbstabtötung, des Martyriums.

Die bürgerliche Rechtschaffenheit besteht darin, daß die egoistischen Triebe dem Gemeinwohl, wie es sich in Sitte und Gesetz ausspricht, untergeordnet werden. Das Ideal der Askese, der Selbstabtötung, will diese Triebe unterdrücken, soweit es mit dem Fortbestand des Lebens möglich ist. Die Tugend der Gerechtigkeit verlangt, daß beim Erwerb von Eigentum kein Eingriff in die Rechte des Nächsten stattfindet. Die Askese erklärt es für ein Unrecht, überhaupt Eigentum zu besitzen; sie verzichtet darauf. Der Fortpflanzungstrieb ist in der bürgerlichen Gesellschaft durch die Ehe zur Grundlage hoher sittlicher Pflichten gemacht und mit den Bedürfnissen der menschlichen Kultur in Uebereinstimmung gesetzt worden. Der Asket findet die höhere Menschlichkeit mit diesem Triebe überhaupt unvereinbar. Der freigeborene Bürger ordnet sich zwar dem Staatsgesetz und der Sitte unter, im übrigen aber ist er stolz darauf, sein eigener Herr (sui iuris) zu sein; der Asket sieht in der völligen Vernichtung des eigenen Willens, im blinden Gehorsam, die höhere Tugend.

Welcher sittliche Wert diesem Heroismus der Tugend zukommt, das hängt von den Beweggründen ab, die dazu führen. Es ist mit der Selbstabtötung in der Askese nicht anders als mit dem freiwilligen Tode. Sich freiwillig für das Vaterland, für die Familie, für die Religion oder die Wissenschaft in den Tod begeben, hat von jeher für eine herrliche Offenbarung menschlichen Seelenadels gegolten; die Vernunft und die Willenskraft bekunden dadurch ihr Uebergewicht über den stärksten der blinden Naturtriebe, den der Selbsterhaltung. Warum sollte dem nicht eine ähnliche Anerkennung gebühren, der, um der Menschheit zu dienen, hinopfert, was für den Menschen von Natur den höchsten Reiz besitzt? Wie aber der Selbstmord durchaus nicht als sittliche Tat gelten kann, wenn er nur dazu dient, vor größeren Uebeln, Schande, Gefängnis, Körperqualen zu bewahren, so können auch freiwillige Armut, Coelibat, blinder Gehorsam durchaus nicht als sittliche Vorzüge gelten, wenn niedere Motive wie Ehrgeiz, Trägheit u. s. w. dazu die Veranlassung gegeben haben.

Leonidas mit seinen dreihundert, Arnold von Winkelried und seine zahlreichen Vorgänger und Nachfolger, gelten als leuchtende Vorbilder, weil sie freiwillig in den Tod gingen, um andere zu erretten. Ueber dem, der in der Fieberhitze der Schlacht für andere stirbt, steht noch, wer nach ruhiger Ueberlegung sein Leben für eine große Sache einsetzt. Cato von Utica wurde im Altertum hoch gefeiert, weil er den Untergang der Republik nicht erleben wollte, und selbst Dante, der strenge Sittenrichter, ist weit entfernt, ihn dafür als Selbstmörder büßen zu lassen. Aber darin sind die besten Sittenlehrer aller Zeiten einig, daß nur die lautersten und triftigsten Motive den Selbstmord rechtfertigen können. (Vergl. Hamburgische Dramaturgie, Ende des ersten Stücks). „Die falschen Märtyrer können uns nur eine melancholische Träne erpressen über die Blindheit und den Unsinn, deren wir die Menschheit in ihnen fähig erblicken.“ Lucretia und Virginia ziehen den Tod der Schande vor und geben damit ein weithin leuchtendes Beispiel weiblicher Sittsamkeit. Niemand wird Schillers Seelengröße in dem kräftigen Wort verkennen, das er der Gattin Stauffachers in den Mund legt:

„Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen;  
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.“

Aber der ganze Zauber Goethescher Poesie vermag die Tat des jungen Werther nicht moralisch zu rechtfertigen, wenn wir darin auch mehr die Verirrung eines kranken Menschen als ein Verbrechen erblicken.

Schopenhauer findet es „entschieden lächerlich“, daß die Gesetze den Selbstmord verbieten; keine Strafe könne den abschrecken, der den Tod suche. Indessen sind die Gesetze der Ausdruck der öffentlichen Sittlichkeit und für sittliche Menschen ist das Gesetz auch dann eine Macht, wenn sie dessen Strafe nicht fürchten. Aus Ehrfurcht vor den Gesetzen wollte der unschuldig verurteilte Sokrates dem Gefängnis und dem Tode nicht entfliehen, obwohl er's konnte; warum sollte ein sittlicher Mensch sich nicht durch die Gesetze abhalten lassen, dem Leben zu entfliehen, wie sehr es ihm zur Last geworden sein mag! So wird den gerechten Staatsbürger schon die Erwägung vom Selbstmord abhalten, daß er dadurch in den Augen seiner Angehörigen und Mitbürger als Uebertreter der Gesetze erscheint.

## § 36.

### Unrecht und Bosheit.

Die Tugend der Gerechtigkeit handelt nach den Grundsätzen: „neminem laede“ und „suum cuique“. Der Gerechte greift in fremdes Recht nicht ein, sondern läßt jedem das Seinige zuteil werden, nicht weil er Strafe fürchtet oder auf Lohn hofft, sondern weil es ihm so zur zweiten Natur geworden ist. Durch die Askese gelangen einzelne Menschen dahin, ihr Wohl und sogar ihr Dasein zugunsten anderer aufzuopfern. Diesen Tugenden stehen die Laster der Ungerechtigkeit und der Bosheit gegenüber.

Der ungezogene, ungesittete Mensch kennt die Tugend der Gerechtigkeit nicht. Im Streben nach Selbsterhaltung (Vergl. § 30), das als Begierde zum Bewußtsein kommt, empfindet er, was sein Dasein fördert und mehrt, als Freude, was es hemmt und mindert,

als Schmerz. Von dem Verlangen getrieben, sein Leben von Schmerzen möglichst frei und an Genüssen möglichst reich zu gestalten, nimmt er auf seine Mitmenschen so wenig als möglich Rücksicht und schädigt sie auf mannigfache Weise.

Unrecht kann verübt werden 1. an der Person eines anderen. Kannibalen verzehren ihresgleichen, um den eigenen Hunger zu stillen. Mord, aus Wollust oder gemeiner Habgier verübt, ist nicht weniger abscheulich. Aber auch jede Verstümmelung oder Verletzung, jede Freiheitsberaubung, jeder Zwang zu Sklavendiensten, sind, wenn sie aus Egoismus hervorgehen, ein Unrecht an der Person des anderen.

Unrecht kann verübt werden 2. am Eigentum. Auf rechtmäßig, d. h. durch eigene Kraft und ohne Verletzung fremder Rechte, erworbenes Eigentum, habe ich in einem geordneten Staatswesen dasselbe Recht wie auf meine Person; und wenn ich's durch Tausch oder Schenkung auf andere übertrage, so besitzen diese fortan meine Rechte darauf. Verletzung des Eigentums ist daher ein Eingriff in fremdes Recht.

Unrecht wird 3. verübt an der Ehre eines andern. Von jedem, der in der bürgerlichen Gesellschaft lebt, muß eine gewisse Rechtschaffenheit vorausgesetzt werden. So lange nicht das Gegenteil bewiesen ist, nimmt man deshalb von jedem Bürger an, daß er die Gesetze hält. Diese gute Meinung der andern von uns ist unsere Ehre. Da auf ihr der Verkehr, die Stellung in der Gesellschaft, die Ausübung des Berufs und Geschäfts, überhaupt die Möglichkeit der Existenz beruht, so ist's ein schwerer Eingriff in fremde Rechte, wenn ich jemand ohne Grund aus Eigennutz die Ehre abspreche und ihm damit das Vertrauen, den Kredit, raube.

Unrecht kann nicht nur durch einen aktiven Eingriff in fremde Rechte, sondern auch schon durch Unterlassung verübt werden. Dies ist der Fall, wenn wir Handlungen unterlassen, zu welchen wir durch ein stillschweigend oder ausdrücklich eingegangenes Uebereinkommen verpflichtet sind. Eine Handlung, durch deren Unterlassung man ein Unrecht begeht, wird Pflicht genannt. Fürst und Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Lehrer und Schüler stehen in diesem Verhältnis gegenseitiger Verpflichtung. Sie verletzen ihre Pflicht und begehen damit ein Unrecht, wenn sie das, worüber sie übereingekommen sind, ganz oder teilweise unterlassen.

Die Ausübung des Unrechts geschieht entweder durch Gewalt oder durch List. Vom sittlichen Standpunkt verschlägt es nichts, ob ein Mord durch das Schwert oder durch Gift vollbracht ist. Der Gewalttätige weiß sich durch überlegene Körperkraft einen fremden Willen dienstbar zu machen; der Listige bringt durch Vorspiegelungen, durch Lügen sein Opfer dahin, nach seinem anstatt nach dem eigenen Interesse zu handeln. Jede Lüge, die den Zweck verfolgt, jemand aus eigennützigem Beweggrund zu schädigen, ist ein Unrecht, mag es sich um die Aneignung fremden Eigentums oder um die Verspottung eines Einfältigen oder um die prahlerische Verherrlichung der eigenen Person handeln, die doch mit einer unverdienten Herabsetzung anderer zusammenhängt. Je ernster und feierlicher eine Lüge ausgesprochen wird, begleitet z. B. von der Anrufung Gottes als Zeuge, um so empörender wird sie, weil sie nur unsomehr dazu dient, die Hörer irrezuführen. Das größte Unrecht ist der Verrat, weil hier zu dem aktiven Eingriff in fremdes Recht auch noch die Unterlassung einer eingegangenen Verpflichtung, ein

Treubruch, kommt. Dante versetzt die Verräter an der höchsten irdischen und himmlischen Majestät, Brutus, Cassius und Judas, in den tiefsten Abgrund der Hölle, wo sie von Lucifer zerfleischt werden.

Dagegen sind Gewalt und List erlaubt in Fällen von Notwehr, wenn uns das Gesetz nicht schützen kann. Odysseus macht dem gesetzlos denkenden Scheusal Polyphem gegenüber von seiner überlegenen Klugheit berechtigten Gebrauch. Wäre Thoas ein roher Scythe, ein Barbar, und nicht der edle Mann, der die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit vernimmt, so hätte selbst die reine Seele der Goetheschen Iphigenie zum listigen Anschlag Pylades die Hand bieten müssen. Und die Not würde sie vor Göttern und vor Menschen gewiß entschuldigt haben. Dagegen macht der Schüler sein Vergehen nur größer, wenn er es dem Lehrer gegenüber ableugnet; denn er fügt der Gesetzesübertretung Pflichtverletzung hinzu, indem er das Vertrauen des Lehrers täuscht aus dem egoistischen Bestreben, der verdienten Strafe zu entgehen. Eine derartige „Notlüge“ ist immer ein Zeichen der Feigheit, die für die Folgen einer Tat nicht einstehen will, und daher dem ritterlichen Sinn einer tüchtigen Jugend ganz unangemessen.

Wie der Weg der Tugend von der Gerechtigkeit aufwärts zur Hingabe des eigenen Interesses, ja des eigenen Lebens für das fremde, führt, so der Weg des Lasters abwärts von der Ungerechtigkeit, dem egoistischen Eingriff in fremde Rechte, zur Bosheit, die sich an fremdem Leid ergötzt. Den bösen Menschen tut es wohl, andern Schmerz zu verursachen, auch wenn sie selbst nicht den geringsten Nutzen davon haben. Menschen von unbezähmbarem Willen und daher stets unbefriedigter Begier finden für die unausfüllbare Leere und Oede ihres Innern eine Art Genugtuung darin, das Glück der Zufriedenen zu zerstören; sie weiden sich an den Qualen ihrer Mitmenschen, weil sie sich selbst so wenig wohl befinden. So erklärt sich die Grausamkeit eines Tiberius und Domitian, die ausgesuchte Menschenquälerei bei Sklavenhaltern und Inquisitoren. Daß die Anlage zur Bosheit gar nicht selten ist, beweist die so oft, sogar schon bei Kindern hervortretende Schadenfreude. Schadenfreude ist nichts anderes als Grausamkeit, die sich an fremdem Leiden freut, ohne daß es ihr selbst Nutzen bringt. Schadenfreude bei Erwachsenen bekundet immer eine Anlage zur Bosheit. Die altindischen Schauspiele schließen in der Regel mit dem schönen Gebet: „Mögen alle lebenden Wesen von Schmerzen frei bleiben!“ Für unsere Zeit ist der bekannte Ausspruch Rochefoucaulds bezeichnend: *Dans l'adversité de nos meilleurs amis, nous trouvons toujours quelque chose qui ne nous déplaît pas.* Der Apotheker in Hermann und Dorothea hat freilich nicht recht, wenn er den Trieb, der das Volk zu Feuersbrünsten, Hirrichtungen und dergl. hinzieht, für Schadenfreude erklärt; darin spricht sich nichts weiter als Neugier und der Hang nach kräftigen Gemütsbewegungen aus. Aber Hermann hat durchaus recht, wenn er das schadenfrohe Lachen der Kaufmannstochter bei der brutalen Kränkung, die ihm widerfahren, für einen ausreichenden Grund ansieht, mit Minchen für immer zu brechen. (II, 235). Solch ein unwillkürlicher Zug hämischer Schadenfreude läßt sich durch die schönsten Redensarten nicht ausgleichen.

§ 37.

**Krieg und Zweikampf.**

Unrecht und Bosheit in ihrer verderblichen Wirkung zu hindern, ist die Aufgabe der sittlichen Autoritäten, der Familie, der Schule, der Kirche, der Obrigkeiten und der über allen stehenden höchsten Autorität, des Staates. Wird aber die Staatsgewalt selbst von einem großen Teil der Bürgerschaft nicht mehr anerkannt, wird der Staat durch politische oder religiöse Parteien in zwei oder mehrere Teile zerrissen, geraten verschiedene Staaten in einen Streit, der auf dem Wege der Verhandlungen nicht auszugleichen ist, so muß zuletzt durch die Gewalt der Waffen die Entscheidung herbeigeführt werden. Ein Völkerrecht, dem sich Regenten und Völker unterordnen, würde nur dann wirksam sein, wenn hinter ihm eine Universalmacht stände, welche die Unabhängigkeit der Einzelstaaten gebrochen hätte. Die Versuche aber, eine solche Universalmacht zu bilden, haben bisher nicht zum Ziele geführt, die Nationen haben im Gegenteil ihren eigenartigen Charakter nur schärfer ausgeprägt. Ob die Machtansprüche der Regenten, ob die Interessen der Nationen berechtigt sind, das hängt schließlich von ihrer militärischen Ueberlegenheit ab und für diese gibt der Krieg die gültige Entscheidung. Bei diesem werden dann die furchtbarsten Kräfte entfesselt. Ganze Nationen schicken die Blüte ihrer Jünglinge und Männer, ausgerüstet mit den fürchterlichsten Mordwerkzeugen, zum Kampf aus und die Opfer sind unberechenbare nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger. Der Krieg wirkt verwildernd, da über dem einen furchtbaren Ziel; den Feind zu vernichten, alle Rücksichten der Humanität zurücktreten müssen; er weckt in rohen Menschen Grausamkeit, Zerstörungslust, Rachsucht und bestialische Triebe; er versetzt dem Volkswohlstand furchtbare Schläge, er reißt die schönsten Familienbände mit rauher Hand entzwei. Wer je ein Schlachtfeld, bald nach der Entscheidung, wer die verbrannten Dörfer und Weiler, die Toten und Verwundeten dort, die Vertriebenen hier, wer auch nur ein Lazarett nach der Schlacht gesehen, der hat eine Ahnung davon, welches Unmaß von Jammer alle militärischen Aktionen begleitet. Und wie manches sich auch gut machen läßt, „Die Toten stehen nicht mehr auf, die Tränen, die dem Krieg geflossen, sind und bleiben geweint.“ (Jungfrau von Orleans III, 3.) Darin ist sich deshalb auch die sittliche Welt einig, daß Kriege, die zu vermeiden wären, die nur aus dynastischen Interessen, oder um die Blicke von inneren Schäden abzuwenden, geführt werden, durchaus verwerflich sind. Handelt es sich aber um die Verteidigung der wichtigsten nationalen Güter, um die Selbstständigkeit, die Existenz eines Volkes, um die Abwehr eines brutalen Angriffs, so ist der Krieg, wie er auch ausfallen mag, der feigen Unterwürfigkeit vorzuziehen.

„Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,  
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder  
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.“

(Hermann und Dorothea IV, 307.)

Der Tod auf grüner Haide ist tapferen Völkern nie schrecklich erschienen, vielmehr der Flucht und der Schande weit vorzuziehen. Auch bringt der Krieg viel ideale Kräfte, die im Volk verborgen liegen, ans Licht. Die äußerste Anspannung der Kräfte erzeugt auf jedem Gebiet die außerordentlichsten Leistungen. Der Krieg reißt die Masse des Volkes



aus der flachen Alltäglichkeit heraus, beim blutigen Würfelspiel erhalten die Belehrungsfähigen tiefe Aufschlüsse über alle irdischen Güter und neben den dämonischen Mächten wird die höchste moralische und religiöse Kraft entfesselt. Wenn schon der Militärstand im Frieden nach Moltkes Wort zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit erzieht, so trägt diese Schulung ihre volle Frucht doch erst im Kriege. Denn nur der Krieg erhebt den Menschen auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland. Ja

„Der Krieg hat auch seine Ehre,  
Der Beweger des Menschenschicks.  
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,  
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.  
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,  
Alles will es nur eben machen,  
Möchte gerne die Welt verflachen.  
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,  
Alles erhebt er zum Ungemeinen,  
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“ (Braut von Messina, I, 8.)

Aus der Berechtigung des Krieges folgt jedoch nicht die Berechtigung des Zweikampfes. Denn für die Völker gibt es kein Tribunal, das die nötige Autorität hätte, ihre Streitfragen zu entscheiden; die Streitigkeiten der Staatsbürger aber sollen im Rechtsstaat von der Obrigkeit und ihren Organen auf unanfechtbare Weise ausgetragen werden. Fraglich ist nur, ob der Rechtsstaat schon so vollständig fertig ist, daß er jeden Akt der Selbsthilfe, der Notwehr überflüssig macht. Da gibt es z. B. leichtere Verletzungen fremder Rechte, die nach dem Grundsatz: *Minima non curat praetor* nicht vor den Richter gebracht werden können. Verächtliche Mienen und Gebärden, ein scharfes Witzwort, eine Anrempelung, die ebensogut unbeabsichtigt als beabsichtigt sein kann, haben an sich nicht viel zu bedeuten und werden in der Regel durch Entschuldigung oder Abbitte leicht gesühnt; sie können aber unter Umständen auch zum Zweikampf führen.

Offiziere, Beamte, Studenten und einzelne Standesklassen sehen gerade durch solche Dinge, die dem Strafrichter unerheblich erscheinen, nicht selten ihre Ehre schwer geschädigt. Es gibt auch ernste sittliche Vergehungen, die man nicht vor den Strafrichter bringen mag, um öffentlichen Skandal zu vermeiden, die aber die Mannesehre tief verletzen. Zu ihrer Wiederherstellung wird dann auf die durch Tradition geweihte Form des Zweikampfes zurückgegriffen. Im Zweikampf lebt das mittelalterliche Gottesurteil fort, nur daß jetzt nicht die Richter, sondern die Streitenden und ihre Berufsgenossen es anordnen. Indessen glaubt heutzutage niemand daran, daß durch einen geregelten Kampf mit Hieb-, Stoß- oder Schußwaffen festgestellt werden könne, auf wessen Seite das Recht sei. Niemand wird durch das, was ihm widerfährt, zum Schuldigen und wenn der Beleidigte hinterher vom Beleidiger auch noch getötet wird, so hat dieser nur noch eine zweite und größere Schuld auf sich geladen.

Mit Recht bestraft daher der Staat den Zweikampf. Aber die Standesvorurteile erweisen sich bis jetzt in den meisten Ländern Europas stärker als die Gesetze; die schlimmere Strafe, Ausschluß aus dem Verband oder dergleichen, trifft den, der vorkommenden Falls das Duell ablehnt. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß Offiziere

und Staatsbeamte jedenfalls die Waffe weniger fürchten sollen als einen Flecken auf ihrem Ehrenschild. Von den Leitern des Staats muß nicht nur moralischer, sondern auch physischer Mut gefordert werden. Die studierende Jugend aber erhält daneben durch die Mensur den kräftigsten Antrieb, sich im Gebrauch der blanken Waffe zu üben. Der Staat muß das Duell bestrafen, damit nicht Haudegen und Pistolenschützen die Obergewalt gewinnen und die Zeit des Faustrechts zurückführen; aber er unterdrückt es nicht und behandelt es nicht als schweres Verbrechen, weil es einstweilen noch eine gewisse erziehliche Bedeutung für den Offizierstand wie für die studierende Jugend hat. Doch sollte man, namentlich auf den Universitäten, nicht zu viel Zeit und Kraft auf Fechtübungen und Mensur verwenden; es gibt so manchen Sport, der für die körperliche und geistige Entwicklung reichere Frucht verspricht. Die Bestimmungsmensuren auf den Universitäten sind nur als eine Art Waffenspiel anzusehen. Hält einer aus wohlbegründeter Ueberzeugung das Waffenspiel wie den blutigen Ernst für veralteten groben Unfug, so wird er dadurch in den Augen des von Standesvorurteilen freien Bürgers nicht verlieren.

### § 38.

#### Beharren und Fortschreiten.

Der Wirt in Hermann u. d. Dorothea macht seinem Sohn einen schweren Vorwurf daraus, daß er nicht über den Stand seines Vaters hinauswill. Tüchtige Menschen streben nach seiner Ansicht rastlos vorwärts und nötigen dadurch auch ihre Mitbürger zum Fortschritt. Auf dem Fortschritt beruhe die Entwicklung des Menschengeschlechtes und wer stille stehe, der bleibe zurück. Die Mutter stellt dem entgegen, daß man die Menschen nach ihrer Begabung unterscheiden müsse. Es sei durchaus nicht nötig, daß jeder es weiter bringe als sein Vater. Sie ist mit dem Sohn zufrieden, wenn er sich künftig der Güter und der Wirtschaft wert zeigt, die ihm als Erbe zufallen. Der Pfarrer gibt zu, daß in der Menschheit das Streben, wenn nicht nach Höherem, so doch nach Neuem, weit verbreitet sei, ebenso der Wunsch nach größerem Besitz; er tadle den Kaufmann nicht, der sich die Schätze der ganzen Welt anzueignen suche, aber nicht minder ehrenwert sei der konservative Sinn des Landmanns: „der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet und die Erde besorgt, sowie es die Stunden gebieten.“\*)

In der Tat kommt es bei der Wahl des Lebensberufes nicht darauf an, daß man es zu einem höheren Stand bringt als die Eltern und Voreltern, sondern darauf, daß man seine Gaben natur- und vernunftgemäß anwendet. „Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig“. Bei der Unsicherheit und Kürze des Lebens lohnt es sich nicht, weitläufige Zukunftspläne zu entwerfen und Schätze auf Schätze aufzuhäufen. Glücklicherweise wird man nicht durch die höhere Stellung, sondern dadurch, daß man den Platz ausfüllt, auf den man gestellt ist. Goethe hielt es nicht für unter seiner Würde, dem Theatermechanikus Mieding das schönste Denkmal zu errichten.

\*) Vergl. Schiller, der Kaufmann: „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann: Güter zu suchen. Geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an“ und Tell II, 2: Denn so wie ihre Alpen fort und fort dieselben Kräuter nähren u. s. w.

Von weit höherer Bedeutung als die soziale Rangstufe ist für das Glück die Ausbildung des Geistes. Zwar soll man auch auf diesem Gebiet niemand aufdrängen, wozu ihm die Anlage abgeht; es ist vergebliche Mühe. Den Glücklichen aber, die zur Aristokratie des Geistes gehören, erschließt das Wachstum an Erkenntnis die Quelle der reinsten Freuden auf Erden. Es gibt keinen edleren, dauerhafteren und so von jedem bitteren Nachgeschmack befreiten Genuß als die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben; das *εὕρηκα* des Archimedes ist der hellste Jubelruf. Gewiß erleichtert und erfreut es das Herz, wenn Musik, Poesie und bildende Kunst den Empfindungen einen idealen Ausdruck geben, die im Herzen wunderbar schliefen. Aber sehr viel nachhaltiger ist das Glück, wenn ernstes wissenschaftliches Studium belohnt und unsere Erkenntnis wahrhaft bereichert wird. Wie mag den Entdeckern der Spektral-Analyse das Herz höher geschlagen haben, als ihre Ahnung zur Gewißheit wurde und die unermeßliche Tragweite der Entdeckung täglich mehr hervortrat! Was der Freude des Einzelnen über den Fortschritt in der Erkenntnis noch die rechte Weihe gibt, ist die Gewißheit, daß damit auch der Menschheit gedient sei. Das muß denn auch nicht selten die Geisteshelden dafür entschädigen, daß sie für ihr eigenes materielles Glück nicht sorgen können und bei ihren Zeitgenossen nicht die rechte Anerkennung finden. Die Bahnbrecher auf dem Wege des Fortschritts kommen zwar für das Heil der Menschheit nie zu früh, wohl aber oft für ihr eigenes Glück.

### § 39.

#### Die sittliche Wiedergeburt.

Im sozialen Gebiet wie in dem der Geistesentwicklung ist durchaus nicht an alle Menschen die gleiche Forderung zu stellen; hier ist für viele schon das Beharren bei dem Ueberkommenen eine große Leistung und ein Weiterschreiten nicht zu fordern. Eine sittliche Aufgabe hat aber jeder zu lösen vom Beginn des Lebens bis zu Ende, nämlich die Naturtriebe, soweit sie dem Willen unterworfen sind, und damit den Willen selbst, unter die Herrschaft der Vernunft, des begrifflichen Denkens zu bringen. Das natürliche Verhältnis zwischen Wille und Intellekt muß in der Schule des Lebens umgekehrt werden, das ist die Bekehrung, welche die Sittenlehre der Philosophie von jedem fordert. Von Natur hat der Intellekt die Bestimmung, dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der höheren organischen Geschöpfe die Wege zu seiner Befriedigung zu zeigen. Der natürliche Mensch stellt seine Geistesgaben in den Dienst seiner Begierden. „Der Wille spielt auf und der Intellekt muß tanzen.“ Wie sich aber schon unter den Tieren, die in Gemeinschaft leben, Ameisen, Bienen, gewissen Zugvögeln u. a. ein Gemeingeist entwickelt, der mächtiger ist als der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen, so lernt der Mensch als ein *ζῷον ἀεὶ πολιτικόν* von frühester Kindheit an seine selbstischen Triebe der Gesellschaft unterordnen, der er seine Sprache und seine geistige Existenz verdankt. Erst dem Zwang, dem Beispiel, der Gewöhnung folgend räumt er mehr und mehr der eigenen Vernunft die Herrschaft ein und nimmt das Gesetz auf in seinen Willen, wie wir früher (§ 34) gesehen haben. Soweit das aus egoistischen

Motiven geschieht, Furcht vor Vergeltung, Hoffnung auf Lohn, ist es keine sittliche Tat. Die Bekehrung tritt erst ein, wenn wir aus reiner innerer Ueberzeugung der Vernunft folgen, die uns lehrt, das Gemeinwohl über das eigene zu setzen.

Aber darf man wirklich an alle Menschen diese Forderung stellen? Finden wir nicht in dem einen die Leidenschaft so viel stärker und die Vernunft so viel schwächer als in dem andern? Sieht man es nicht vielen Menschen schon an, daß um ihre Stirn ein ehern Band geschmiedet ist, daß Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld ihrem scheuen düsteren Blick verborgen bleiben, während ihnen jede Begier zur Wut wird und die Wut keine Grenzen kennt? Wie viel leichter wird es Menschen von zarter Konstitution und hoher Intelligenz, vernunftgemäß zu leben, als robusten, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten Naturen! War nicht die Macht der mittelalterlichen Kirche mit ihren genialen Institutionen notwendig, den germanischen Barbaren die Anfänge der Civilisation beizubringen. ?\*)

Dagegen ist zunächst daran zu erinnern, daß sehr häufig der kräftigen physischen Konstitution ein nicht minder starkes Geistesleben entspricht. Sodann ist zwar zuzugeben, daß eine eng verbundene und glaubensstarke religiöse Gemeinschaft auf ein neues Volk, voll Leben, Mut und Kraft, das aber trüb und wild, Sich selbst und banger Ahnung überlassen, des Menschenlebens schwere Bürden trägt (Iphig. IV, 2), sehr viel nachhaltiger und eindringender wirkt, als es die Philosophie vermag; daß sich aber daneben genug Beispiele einzelner Menschen finden, die durch eigene Kraft Herren ihrer Leidenschaften geworden sind. Die äußere Erscheinung des Sokrates wies eher auf einen Faun als auf einen großen Denker hin und er selbst hat berichtet, daß ihm von Natur allershand faunische Eigenschaften wie Wollust, Faulheit und Schadenfreude eigen gewesen seien. Sein Leben und Sterben aber gibt das herrliche Bild eines Menschen ganz aus einem Guß, den sein Denken mit größter Sicherheit allenthalben den rechten Weg finden ließ. Sich nichts vorlügen, nichts ohne Ueberlegung tun, der erkannten Wahrheit folgen, ist dazu die erste Bedingung.

Das Maß der eigenen Kraft auf dem Wege des Fortschritts zu erproben, tut man wohl, die Arbeit mit dem zu beginnen, vor dem sich die Natur am meisten sträubt. „Ich tu' alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst und verschlucke den Teufel nach dem weisen Rat des Gevatters Wieland, ohne ihn erst lange zu begucken,“ ist eine treffliche Lebensregel von Goethes Mutter. Dünkt uns eine Entbehrung auf die Dauer gar zu schwer, so halten wir uns an das Sprüchlein ihres Sohnes: „Nur heute, heute laß' dich nicht fangen, so bist du hundertmal entgangen.“ Müssen wir mit Beschämung unsere Schuld zugeben, so versäumen wir nicht mit unfruchtbarer Reue die Zeit, sondern suchen das Böse mit Gutem zu überwinden. Haben wir uns vom Zorn fortreißen lassen, so kommen wir dem Gekränkten mit umso größerer Freundlichkeit entgegen. Was wir durch Nachlässigkeit versäumt, können wir durch doppelten Eifer gut machen. Benjamin Franklin führte förmlich Buch über seine Fortschritte im Guten. Zu Anfang jedes Quartals stellte er ein Register von 13 Tugenden auf, entsprechend den 13 Wochen des Vierteljahrs, etwa Mäßigkeit, Verschwiegenheit,

\*) Auf den braunen Eichenbänken saß die Brut der Sachsenrecken, Junge Bären; Riesenarbeit War's, sie bildend zu belecken. F. W. Weber, Dreizehnlinden 2, 18.

Ordnung, Sparsamkeit u. s. w. Dann widmete er je eine Woche vorzugsweise einer dieser Tugenden, bis er's dahin gebracht hatte, daß die Kreuzchen, die er gewissenhaft für jede Versäumnis einzeichnete, in den letzten Wochentagen verschwanden. Wem das gar zu geschäftsmäßig, zu amerikanisch, vorkommt, der halte sich an ein hohes ideales Vorbild und prüfe in der Vergleichung mit diesem, was er erreicht hat und was ihm fehlt. So suchte sich Novalis im Hinblick auf den „lieben großen Schiller“, der alles Gemeine so weit hinter sich ließ, täglich der Grazien würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über seine befangene Seele anzuknüpfen. Jeder Fortschritt im sittlichen Leben ist mehr wert für unser Glück und das Gemeinwohl als das streberhafte Erklimmen einer höheren sozialen Rangstufe und selbst als das Wachstum an Wissen.

### § 40.

#### Philosophie und Religion.

Die Philosophie des klassischen Altertums stimmt mit der Religion insofern überein, als beide das Ziel ins Auge fassen, den Menschen zur Selbsterkenntnis und zu einem dieser entsprechenden Lebenswandel hinzuführen. Das „Erkenne dich selbst!“ leuchtete vom Tempel des Apollo zu Delphi, wie es der Kern aller Sokratischen Philosophie war. Verschieden aber sind Religion und Philosophie in ihrer Entstehung und Fortpflanzung.

Die Religion\*) ist älter als die Philosophie. Ehe der Mensch zum geordneten Nachdenken über sich, seine Beziehungen zur Außenwelt und seine Bestimmung kam, wurde er teils mit Furcht und Zittern, teils mit Dank und Freude seine Abhängigkeit von bekannten und unbekanntem Mächten in seiner Umgebung gewahr. Die schwarze Wolke, aus der nicht nur der entsetzliche Blitz mit seinem erschütternden Krachen, sondern auch der wohlthätige Regen niederrauscht; die Stürme, die im Herbst der starren Winternacht voraufgehen, während sie im Frühjhr den Sieg des Lichtes und der Wärme ankündigen; Ströme und Meere, die ebenso große Gefahren als Vorteile für die Anwohner bringen; verderbliche und segenspendende Tiere und Pflanzen, Berge und Täler — alles erregte die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen und nur stumpfsinnige Völker verhielten sich diesen Mächten gegenüber rat- und tatlos wie die Tiere. Die Griechen bildeten, indem sie sich den Naturkräften wie mächtigen Gewalthabern zu nähern suchten, vorzugsweise die Vorstellung von den Göttern aus, sie schufen daraus Ideale nach dem Bilde des Menschen, wie ihnen denn vorzugsweise die Gabe der plastischen Darstellung eigen war. Den mehr auf's Praktische gerichteten Römern war es vor allem darum zu tun, durch ceremoniellen Dienst ihr Wohlgefallen zu erwerben, sie ihrer Stadt und ihrem Staat dienstbar zu machen, in welchen sie die höchste Gewalt auf Erden verkörpert sahen. So erwuchs aus den gemeinsamen Erfahrungen, dem gemeinsamen Empfinden und Denken vieler die Volksreligion.

Hervorragende Menschen gaben dann wohl dem Gefühl, das die Menge beherrschte, den kräftigsten Ausdruck oder brachten System in die verschiedenen Arten der Huldigung. Ihnen schrieb man späterhin fast ausschließlich zu, was im Grunde doch nur die religiöse

\*) Selbstverständlich die vorchristliche. Das Verhältnis des Christentums zur Philosophie darzulegen muß dem Religionsunterricht überlassen werden.

Errungenschaft ihres Volkes war. Sie selbst freilich nahmen für sich die Ehren des Erfinders nicht in Anspruch, sondern führten ihre Antwort auf die Rätselfragen des Lebens auf höhere Eingebung zurück, wie die Dichter der Volksepen ihre Werke den Muses zuschrieben. Die Priester zu Delphi verlangten nicht für sich, sondern für den pythischen Apollo Glauben, und die Nymphe Egeria sollte dem König Numa Pompilius den römischen Kultus eingegeben haben.

Hat einmal die Religion in einem Volk festen Bestand gewonnen, so vererbt sich die Anlage dazu wie andere Triebkräfte auch. Dieser vererbte Keim wird dann von frühester Kindheit an gepflegt; die Kleinen wachsen mit der Religion auf wie mit der Muttersprache. Sie prägt sich dem jungen Geist zu einer Zeit ein, wo die selbständige Urteilskraft noch nicht erwacht ist. Und er empfängt sie als eine Mitteilung aus einer höheren Welt, die der Beglaubigung nicht bedarf. \*) Da gilt der Zweifel des Kindes nicht als Zeichen von Verstand, sondern als Mangel an Pietät, als strafwürdige Sünde. Solange ein Volk von religiöser Eigenart in stiller Abgeschlossenheit von der großen Welt lebt, kann die Philosophie unter ihm nicht auskommen. Die Religion durchdringt alle Verhältnisse, gesellige Sitten und bürgerliche Einrichtungen, Kunst und Wissenschaft. Sie gibt der großen Mehrheit in der ihr angemessenen Form die befriedigende Antwort auf die Rätselfragen des Lebens und Strebens. Sie stellt neben die sichtbare Welt eine unsichtbare, mit der sich ein sehr viel erfreulicherer Verkehr führen läßt als mit jener; sie kommt, aus dem Volk hervorgegangen, den Bedürfnissen des Volkes entgegen.

Die Philosophie dagegen entsteht zu Zeiten und an Orten, wo schon durch das Zusammentreffen von Bekennern verschiedener Religionen die Frage nahegelegt wird, auf welcher Seite das größere Recht sei. Milet, Ephesus, Athen, Rom, die Stätten des Weltmarkts, des Völkerverkehrs, sind der Nährboden für die Philosophie. Sie geht nicht aus dem Abhängigkeitsgefühl der Menge hervor, sondern aus dem Forschungstrieb einzelner Geister, die durch ein günstiges Geschick eine gewisse Freiheit vom Kampf ums Dasein erworben haben. Sie beginnt mit der Verwunderung eines bedeutenden Kopfes über das, was dem großen Haufen das Allernatürlichste scheint, über das eigene Dasein und das der Welt. Der gewöhnliche Mensch hat für die Wunder aller Wunder durchaus keinen Sinn. Er ist einmal da und die Welt ist auch da; sein Intellekt aber dient ihm nur dazu, den eigenen Lebensweg zu erkennen. Faust's leidenschaftliches Begehren, in das Geheimnis der Natur einzudringen, ist den Bürgern, Handwerksburschen, Soldaten und Studenten unverständlich. Wie man zu Gut und Geld, zu Amt und Würden kommt, wo man sich in den Freistunden am besten unterhält, das sind sehr wohl aufzuwerfende Fragen, aber den Trieb, der sinkenden Sonne nachzufliegen, um doch einmal ins Weltgetriebe hineinzublicken, hat Wagner nie empfunden. Er sieht darin nur eine wunderliche Grille. Wird einmal das Gleichmaß der Dinge durch ernste Zwischenfälle unterbrochen und der Wunsch nach höherer Erleuchtung geweckt, so sind heilige Ueberlieferungen, Urkunden, Tempel und Priester da, die dem metaphysischen Bedürfnis entgegenkommen. Der Durchschnittsmensch ist froh, an dem festhalten zu

\*) Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen? Doch, deren Blut wir sind? Doch deren, die Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe Gegeben? Die uns nie getäuscht als wo Getäuscht zu werden uns heilsamer war. (Nathan der Weise, III,7.)



695/51 Kr  
2

können, was ihm von Jugend auf eingepägt ist, da er dadurch der eigenen schwierigen Denkarbeit überhoben wird.

Die Philosophie dagegen beginnt, wie gesagt, mit der Entfremdung eines Einzelnen von den herrschenden religiösen und sittlichen Anschauungen. Ein solcher versucht entweder auf eigene Hand oder mit Hilfe geistesverwandter Vorgänger und Zeitgenossen der Lösung der Lebensrätsel nachzuforschen. Was ihn dazu antreibt, ist weder Furcht vor den unsichtbaren Mächten noch Hoffnung auf ihren Dank; überhaupt nicht das Verlangen nach irgend welchem materiellen Lohn, sondern lediglich der Wissenstrieb, der an der überlieferten Weltanschauung irre geworden ist, sie mit der eigenen Wahrnehmung nicht vereinbar findet und nun durch geordnetes Nachdenken eine neue Grundlage für seine Erkenntnis und Lebensordnung gewinnen möchte. Er stützt sich dabei nur auf solche Grundwahrheiten, die jeder klare Kopf als selbstverständliche Voraussetzungen des menschlichen Denkens anerkennt, die sogenannten Axiome. Wo er seinen Vorgängern folgt, geschieht's, weil er zu derselben Erkenntnis gekommen wie sie, nicht aber aus Autoritätsglauben. Er wendet sich nicht an das Gefühl, sondern an den Verstand seiner Schüler; will nicht überreden, sondern überzeugen. Er verzichtet deshalb auch auf den poetischen Schmuck der Rede, durch welchen die religiöse Ueberlieferung so oft ihren volkstümlichen Reiz gewinnt, sondern setzt in die schlichteste Sprache den höchsten Vorzug. *Simplex sigillum veri*. Da der Wert der philosophischen Ueberzeugung nur darauf beruht, daß sie aus dem eigenen Nachdenken hervorgegangen, so kann sie sich mit Erfolg nur unter solchen fortpflanzen, die mit der körperlichen zugleich die geistige Reife erreicht haben. Sie ist nicht geeignet für Kinder, weil diese noch nicht selbständig urteilen können und sie eignet sich auch nicht für Männer, weil diese mit ihrer Lebensanschauung in der Regel abgeschlossen haben. Sie findet den fruchtbarsten Boden bei jungen Leuten, die in die Zeit der männlichen Reife eingetreten sind.

Obwohl der Philosoph seine Schüler nicht aufsucht, sondern sich von ihnen aufsuchen läßt, so kann es doch nicht ausbleiben, daß er mit den Anhängern und Hütern des überlieferten Glaubens vorübergehend in feindliche Berührung tritt. Solange die Religion noch die große Mehrheit eines Volkes durchdringt, wird der Widerspruch des Einzelnen, wie er immer begründet sein mag, als eine unberechtigte und unliebsame Ueberhebung angesehen werden. Selbst eine so helle Stadt wie Athen hat sich mehr als einmal an der Philosophie versündigt. Wenn aber, wie in den Weltreichen Alexanders und der Römer, Bekenner der verschiedenartigsten Religionen zu einem Staatsverband zusammentreten, so kann die Vergleichung und Prüfung der überlieferten Glaubenslehren gar nicht ausbleiben und damit werden der Philosophie die Tore geöffnet. In einem Zeitalter des allgemeinen Weltverkehrs, im Zeitalter der schrankenlosen, geographischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung wird man mehr und mehr lernen, zwischen Schale und Kern, zwischen Vergänglichem und Bleibendem der Volksreligionen zu unterscheiden. Und dann wird sich herausstellen, daß im Grunde doch Religion und Philosophie Geschwister sind, Kinder desselben Vaters, des Willens, des Selbsterhaltungs- triebes, und derselben Mutter, des rastlos forschenden, nach einer höheren Lebensordnung verlangenden Menschengestes.

